

VOLKS-TRIBÜNE.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 M. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 867 der Zeitungspreislifte für das Jahr 1889.)

Redaktion und Expedition:
S. O. (26). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Aannahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Expediteure:
„Volksblatt“ Zimmer-Strasse 44.

Nr. 52.

Sonnabend, den 28. Dezember 1889.

III. Jahrgang.

Zum neuen Jahre. — Wem gehören die Vereinigten Staaten? — Die Achtstundebewegung in England. III. — Freiland von Th. Veruka. II. — Zum Elberfelder Prozeß.

Neujahrsgruß von Fr. Stolze. — Ein Weihnachtsmärchen. — W. Lloyd Garrison und die Sklavenmanzipation. — Zur Frauenfrage. (Schluß). — Schnitzel. — Produktion und Technik.

An unsere Leser!

Wenn wir heute abermals die letzte Nummer eines Jahrganges abschließen, so drängt es uns, allen denen zu danken, die trotz aller Anfeindungen fest zu uns gestanden haben.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ hat im Anfang schwer um ihre Existenz ringen müssen, und sie hat, als dies vorüber war, einen innerlich noch viel aufreibenderen Kampf zu führen gehabt: um ihren guten Ruf und um ihr Ansehen in Parteikreisen. Auch dieser Kampf ist nun beendet, und die „Volks-Tribüne“ ist nicht nur äußerlich Siegerin geblieben, sondern sie kann auch von sich sagen, daß sie niemals Gleiches mit Gleichem, Verdächtigung mit Verdächtigung vergolten, und daß sie darum fest über ihren Gegnern gestanden hat.

Wir werden auch im neuen Jahre die Alten bleiben, was unser Streben anbelangt. In der Ausführung aber hoffen wir, immer Besseres und Besseres bieten zu können, wenn unsere Leser und Parteigenossen uns ihre Anteilnahme bewahren.

Wir bitten daher bei der Jahreswende, uns nicht nur treu zu sein, sondern auch unermüdet für die weitere Verbreitung unseres Blattes einzutreten!

Und damit Glück auf zu weiterer gemeinsamer Arbeit, zu weiterem gemeinsamen Kampfe!

Die Redaktion der „Volks-Tribüne“.

Zum neuen Jahr.

X Mit dem Weihnachtsgrüße verläßt uns das alte Jahr. Das neue wartet bereits seines Abganges, um dann selbst einzutreten in die große Weltbühne.

Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Das ist die frohe Botschaft, die nun schon neunzehn Jahrhunderte hindurch am Ende jeder Sonnenwende den Menschen verkündigt wird. Und die Sehnsucht nach einem mächtigen Friedensreiche, in welchem Betrug, List und Gewaltthat ausgelöscht sind aus dem Leben der Menschen, in welchem der feindliche Gegensatz von Arm und Reich, von Herr und Sklave nicht mehr existiert, lebt so stark in den Herzen der Menschen, daß sie nie ermüdeten, jene Botschaft, deren Erfüllung sie doch nirgends mit Augen sahen, immer wieder anzuhören. Ein dunkles Bild von einem Reiche wahrer Brüderlichkeit, in dem das Gute und Gerechte, verwirklicht worden, stieg wieder und wieder vor ihrem Geiste auf, und erfüllte sie mit gläubigem Vertrauen.

Die bisherige Geschichte der Menschheit ist „grimmes Hohn und schneidende Satire“ auf jenes Vertrauen. Krieg, Unterdrückung, Ausbeutung, alle Infamien unseres Geschlechtes wucherten üppig weiter, unbekümmert um die gelegentlichen Versuchungen, welche man vom Standpunkte des Evangeliums gegen sie schleuderte. Das Christentum freilich eroberte die Welt, aber die Welt eroberte andererseits auch das Christentum; die Lehren, welche Jesus der Bosheit dieser Welt entgegengesetzt hatte, durch welche er Frieden und Brüderlichkeit unter den Menschen zu stiften gedachte, erwiesen sich überall als stumpfe Waffe. Die Welt, die das christliche Bekenntnis annahm, blieb im Grunde ihres Herzens, was sie war, und machte aus dem Christentum selbst ein Werkzeug der Unterdrückung und des Unfriedens.

Mit Feuer und Schwert suchten die Statthalter Gottes das von dem rechten Glauben abweichende Bekenntnis auszurotten, die Kirche eiferte an Gewalttätigkeit mit dem Staate und diente ebenso wie dieser dem Interesse der herrschenden Klassen. Das Friedensreich, welches der christliche Weihnachtsgruß dem Menschen verhieß, hatte unter

den offiziellen Verkündern der christlichen Lehre seine ärgsten Feinde.

Die Schlagworte, mit denen die große französische Revolution sich gegen das Adels- und Pfaffenregiment auflehnte, klangen ähnlich verheißungsvoll wie dieser Weihnachtsgruß, aber sie zeigten sich ebenso machtlos. Alle politischen und wirtschaftlichen Aenderungen, die im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verlangt wurden, änderten nichts an der elenden Lage des Volkes, an dem Kampfe der Einzelnen und der Klassen untereinander. Im Gegenteil, dieser Kampf entbrannte um so stärker, je mehr die von der revolutionären Bourgeoisie verlangte freie Konkurrenz zur ausschließlichen Form der Produktion erhoben wurde. Und heute stehen wir dem idealen Friedensreiche ferner denn je. Die Herrschaft, welche der Mensch über die Natur errungen, hat den Massen keinen Vortheil gebracht. Statt daß die arbeitssparende Maschine ihre Mühe erleichterte, hat sie dieselbe unvermindert gelassen und außerdem noch eine Unsicherheit der Existenz erzeugt, wie sie kein früheres Zeitalter kannte. Jede neue Erfindung macht sich den Arbeitern dadurch bemerkbar, daß ein Theil ihrer Kameraden auf die Straße geworfen und dem Hunger preisgegeben wird. Die freie Konkurrenz, die alle wirtschaftlichen Kräfte zum Beilen der Gesamtheit zu entfesseln schien, entäuerte die Erwartungen eben so bitter. Nicht die Harmonie, der Gegensatz aller Interessen wurde durch sie entwickelt. In den Erscheinungen der Leberproduktion und der Arbeitslosigkeit offenbart sich ihr Wesen auch dem klödesten Auge.

Wird es also zu jenem Reich der Gerechtigkeit, des Friedens und der Eintracht, nach welchem im Grunde jedes nicht ganz verdorbene Herz verlangt, niemals kommen? Hat ein unerbittliches Fatum den Charakter des Menschen so gebildet, daß sie im ewigen Kampfe, trotz jener Sehnsucht ihrer Herzens, sich zerfleischen müssen?

Die Sozialdemokratie lebt des unerschütterlichen Glaubens, daß, wenn auch alle bisherigen Erfahrungen der Geschichte dagegen zu sprechen scheinen, die Menschheit sich doch einem solchen erhabenen Ziele entgegenbewegt. Aber freilich, die christliche Form, in welcher jener Glaube auftrat, existiert für sie nicht mehr. Auf keinen Gott setz: sie ihr Vertrauen, denn nirgends findet sie in Natur und Geschichte seine Vorsehung. Mit eherner Nothwendigkeit scheint ihr alles, was geschieht, sich zu vollziehen. Und sie glaubt auch nicht, daß die bloße Verkündigung der Brüderliebe jemals die Kraft besitzen werde, um das geschichtlich Gewordene frei umzugestalten. Wenn Jesus zwei Jahrtausende vergeblich den Frieden gepredigt hat, wie sollte es geschehen, daß nach so langer Zeit seine Lehre endlich doch die Menschen bekehrt? Wer außer Wundergläubigen vermag darauf zu hoffen?

Nein, wir täuschen uns über die Macht des menschlichen Egoismus nicht. So lang die Gesellschaft in Klassen getrennt ist, der Intereß einander schroff gegenüber stehen, können wir nicht erwarten, daß die moralische Kraft den Frieden herstellen wird, wo die Verhältnisse unwiderstehlich zum Kampfe drängen. Aber wir glauben, daß die Verhältnisse selbst sich ändern lassen, daß eine Organisation der Menschheit möglich sei, in welcher jeder sein Interesse verfolgen kann, ohne daß er darum in einen Gegensatz zu dem Interesse der Uebrigen gerathe. Eine solche Organisation, welche keine Klassen und darum auch keine Armuth kennt, bietet jedem die Früchte seiner Arbeit; die Ausbeutung und aller Haß und Kampf, die ihr nothwendiges Gefolge bilden, finden keinen Platz in ihr.

Die Menschen werden es leichter haben, zu leben, und darum auch, gut und verträglich zu leben. Liebe und Brüderlichkeit, die bis jetzt nur in den Kirchen gepredigt wurden, können endlich ihren Einzug in das wirkliche Leben halten. Der krasse Widerspruch zwischen ihnen und den egoistischen Trieben wird beseitigt, die Harmonie des ganzen menschlichen Wesens, wenigstens annähernd, hergestellt sein.

Ebenso wenig wie wir glauben, daß unter Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Verhältnisse, welche die Menschen in feindliche Lager scheiden, durch sittliche Kraft ein

Friedensreich hergestellt werden könne, ebensowenig glauben wir aber auch, daß die bloße moralische Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines solchen Friedensreiches die ihm entgegenstehenden äußeren Verhältnisse zu beseitigen vermag. Dazu, wie zu allen großen geschichtlichen Entwicklungen ist eine stärkere Gewalt nothwendig. Nur der Egoismus kann das, und zwar der Egoismus derjenigen Klassen, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen am schwersten leiden, deren natürlicher Selbsthaltungstrieb mit aller Macht auf die Aufhebung derselben und auf die Errichtung einer Organisation hindrängt, in welcher die Klassengegensätze aufgehoben sind.

Durch den Klassenkampf glauben wir die Klassen und mit den Klassen Noth, Gemeinheit, Haß und Zwietracht aufzuheben. Das Proletariat, welches für sein Brot kämpft, arbeitet eben dadurch an der Verwirklichung des Menschheitsideales.

„Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“ — diesen Weihnachtsgruß des alten Jahres nehmen wir in das neue herüber, hoffend, daß es uns weiter führe auf der Bahn, jenem erlösenden Endziel des Friedensreiches entgegen.

Wem gehören die Vereinigten Staaten?

hm. Haben bei uns schnattern die Gänse auf dem Kapitol vor Freude, daß sie noch einmal — und wie sie selbst ahnen: zum letzten Male — zu der weltgeschichtlichen Mission berufen sind, den Klassenstaat durch Verewigung des Sozialistengesetzes zu „retten“. Drüben in der neuen Welt setzt sich unterdessen schon der Hammer der Zeitenuhr in Bewegung, um die Völker darauf aufmerksam zu machen, daß dem kapitalistischen Privateigenthum binnen kurzem das letzte, zwölfte Stündlein schlagen wird.

Nicht auf grund irgend eines gewaltsamen Ereignisses schreiben wir den letzten Satz nieder; die Räder des Uhrwerks bewegen sich nicht rückweise. Und wenn auch Ereignisse: Streiks, Bildungen von Ringen und Trusts, Korruption und Erlaß von Ausnahmegeetzen zeigen, ob die gesellschaftlichen Zustände eines Landes auf längere Zeit hinaus noch haltbar sind oder nicht, so lassen sie doch nicht erkennen, wie weit und wie nahe die Gesellschaft von ihrer Auflösung entfernt ist.

Das können nur nüchterne und nackte Zahlen und solche sind es auch, welche uns zu der Einsicht führen, daß für den großen amerikanischen Klassenstaat bald, sehr bald die Uhr zwölf schlagen muß. In dem Kapitel „Geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Akkumulation“ (Auffassung) schreibt Marx: 1)

„Sobald die Arbeiter in Proletariat, ihre Arbeitsbedingungen in Kapital verwandelt sind, sobald die kapitalistische Produktionsweise auf eigenen Füßen steht, gewinnt die weitere Vergeellschaftung der Arbeit und weitere Verwandlung der Erde und anderer Produktionsmittel, daher die weitere Expropriation der Privateigenthümer, eine neue Form. Was jetzt zu expropriiren, ist nicht länger der selbstwirtschaftende Arbeiter sondern der viele Arbeiter exploitirende Kapitalist. Diese Expropriation vollzieht sich durch das Spiel der immanenten Gesetze der kapitalistischen Produktion selbst, durch die Zentralisation der Kapitalien. Je ein Kapitalist schlägt sieben todt.“

Dieser von Marx vorausgesagte Prozeß hat sich in den letzten Jahren in allen Ländern mit entwickelter kapitalistischer Wirtschaft in rapidem und sich von Tag zu Tag steigendem Tempo vollzogen. Die Konzentration und Anhäufung des Kapitals in den Händen weniger ist eine in allen Kulturländern heute nachweisbare Thatsache. Nirgends aber hat sie so greifbare, in die Augen springende Formen angenommen, wie in den Vereinigten Staaten von Amerika, wo sich die kapitalistische Produktionsweise völlig frei und ungehindert durch feudale Trümmer entwickeln konnte.

Im Septemberheft der amerikanischen Zeitschrift „Forum“ befand sich ein Artikel „Wem gehört das Land?“ der eine Reihe von statistischen Daten enthielt, die in prächtvoller, klassischer Weise die Resultate des kapita-

1) Marx Kapital. Bd. I. S. 789/90.

istischer Akkumulationsprozesses veranschaulichen und die wir nach einem Auszug eines österreichischen Finanzblattes den Lesern der „Volkstribüne“ vorführen wollen. Die gegebenen Daten fußen alle auf statistischen Ausweisen, es sind nur wirkliche Thatsachen angeführt und alle sogenannten „Schätzungen“ außer Acht gelassen.

Im Jahre 1847 gab es in den Vereinigten Staaten nur **einen einzigen Mann**, der mehr als 5 Millionen Dollars sein eigen nannte; sein Reichthum wurde allgemein auf 20 Millionen geschätzt, doch ist kein triftiger Grund zu der Annahme vorhanden, daß sein Vermögen auch die angegebene Summe erreicht hatte.

Nach den zuverlässigsten Ausweisungen leben **gegenwärtig 250 Personen** in den Vereinigten Staaten, die jede im Durchschnitt über 20 Millionen Dollars ihr eigen nennen. Der Verfasser des Aufsatzes im „Forum“ greift zur Sicherheit jedoch nicht einmal so hoch, sondern setzt die Zahl 200 ein.

Auch in den Ausweisen der Einkommensteuer nimmt er — übrigens ganz unnötiger Weise, da die Millionäre erfahrungsgemäß große Defraudanten sind und in der Regel weniger angeben als sie besitzen — gleichfalls nur die geringste Ziffer an, und bei den niedrigst angelegten Verhältnissen beläuft sich der Reichthum in den Händen derjenigen Personen, die über 500 000 Dollars verfügen, auf nicht weniger als 36 250 000 000 Dollars.

Die folgende Tabelle veranschaulicht das:

Dollars	Dollars
200 Personen zu 20 000 000	gibt in Summe 4 000 000 000
400 „ „ 10 000 000	„ „ 4 000 000 000
1 000 „ „ 5 000 000	„ „ 5 000 000 000
2 500 „ „ 2 500 000	„ „ 6 250 000 000
7 000 „ „ 1 000 000	„ „ 7 000 000 000
31 100 „ „ 500 000	„ „ 10 000 000 000
	36 250 000 000

Mit anderen Worten heißt das: 31 100 Personen, die je ein Vermögen von über 500 000 Dollars ihr eigen nennen können, besitzen zusammen 36 250 000 000 Doll. Da nun der ganze Nationalreichtum der Vereinigten Staaten, wirklicher und personaler laut höchster Schätzung auf 60 000 000 000 Dollars geschätzt ist, so bleiben für die übrigen außer den 31 100 Personen in den Vereinigten Staaten lebenden 64 963 000 also fast 65 Mill. Menschen nur 23 750 000 000 Dollars zur Theilung übrig: demnach befindet sich **drei Fünftel des Nationalreichtums in der Hand von dem zweihundertsten Theil der Bevölkerung**. Und diese Aufstellung ist zu alledem noch sehr niedrig gegriffen!

Vergleicht man nun diesen Zustand mit der oben erwähnten Thatsache, wonach es vor 42 Jahren nur einen einzigen Mann gab, der ein Vermögen von rund 5 Mill. Dollars besaß, bedenkt dann, daß die Akkumulation um so schneller vor sich geht, je größer die einmal angehäufte Kapitalmasse ist, so kann man nicht zweifelhaft sein, daß wir Amerika bald auf dem Punkte angelangt sehen, wo, um mit Marx zu reden, die Zentralisation der Produktionsmittel und die Bergesellschaftung der Arbeit mit ihrer kapitalistischen Hülle unverträglich werden. — „Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigentums schlägt. Die Expropriateurs werden expropriirt.“

Daß diesem Akkumulationsprozeß nicht gesteuert werden kann, leuchtet dem Verfasser des Artikels, der keineswegs auf sozialistischem Boden steht, ein, indem er schreibt: Diese Ansammlung von Reichthum, zu der der Krieg die Veranlassung gab (?) und die durch den Eisenbahnbau und die Spekulation beschleunigt wurde, steht keinen Augenblick still, sondern wächst gegenwärtig mit ungeheurer Schnelligkeit. Und ein trostloser Ausblick! Wie es scheint, giebt es kein Mittel diese erschreckende Ansammlung zu stopfen, ebensowenig wie die Bildung und das Gelingen der Trusts und finanziellen Monopole, die nur eine Auspflünderung des Volkes im Auge haben.

Nun, für uns ist diese Ansammlung durchaus nicht erschreckend! Wir wünschen nur, daß auch noch der Rest — $\frac{2}{3}$ — sich in die Hände der wenigen Millionäre baldmöglichst vereinige, und dafür werden schon die immer mehr zur Entwicklung kommenden Trusts und Ringe sorgen. Dann ist das Maß des Elends und des Druckes voll. Die Stunde des kapitalistischen Privateigentums schlägt. Die sozialistische Gesellschaft ist da!

Die Achthundebewegung und die Parteien in England.

III. Der sogenannte Neunstundentag der englischen Gewerkschaften.

pfr. Es wurde bereits erwähnt, daß in verschiedenen Hauptarbeitszweigen ein Arbeitstag von bestimmter Länge existirt, der von den Trades Unions (Gewerkschaften) der betreffenden einzelnen Arbeitszweige für alle ihre Mitglieder festgesetzt ist.

So namentlich der neunstündige Normalarbeitstag bei den Zimmerleuten und Tischlern (Amalgamated Carpenters, Carpenters and Joiners Union) bei den Maurern (Bricklayers Union) bei den im Maschinenbau und verwandten Arbeitszweigen Beschäftigten (Amalgamated Society of Engineers, Steam Engine Makers, Boiler Makers etc.) also bei „gelernten“ Arbeitern. Nichts indessen hindert diese Arbeiter daran, den von den Unions festgestellten Arbeitstag zu überschreiten, soviel sie selbst oder ihre Arbeitgeber wollen, und ihre Arbeit um 2, 3, 4 Stunden und mehr zu verlängern. Der von den Unions normirte Arbeitstag ist also rein nominell und wäre völlig illusorisch, wenn nicht die darüber hinauschießende Ar-

beitszeit als Ueberzeit (overtime) besser bezahlt würde, die ersten Ueberstunden etwa als time and a quarter ($\frac{3}{4}$ Zeit), die nächsten als time and a half (anderthalb Zeit), Nachtstunden als double time (Doppelzeit). Es ist eine Thatsache, daß in den meisten der genannten Arbeitszweige die Ueberzeitarbeit die Regel bildet, selbst in den Perioden des schlechtesten Geschäftsganges, während zugleich Tausende und aber Tausende von Händen feiern. Aus demselben Grunde geschieht es, daß selbst während einer Zeit geschäftlichen Aufschwunges, welcher die Nachfrage nach Arbeitskräften beträchtlich emporschraubt, keineswegs die sämtlichen disponiblen Arbeitskräfte eines bestimmten Zweiges auch von gelernten Arbeitern absorbiert werden.

Nehmen wir zum Beispiel einige der größten, bestorganisirten und bestbezahlten Unions von skilled Arbeitern. Im Jahre 1887, welches noch völlig im Zeichen industrieller Depression stand, obwohl sich schon eine kleine Besserung gegen die Vorjahre bemerklich machte, stellte sich nach offiziellem Bericht in den nachgenannten Trades Unions das Verhältniß zwischen Gesamtzahl der Mitglieder und unbeschäftigten Mitgliedern folgendermaßen:

	Mitglieder	Arbeitslose Mitglieder
Vereinigte Maschinenbauer . .	51 869	3292
„ Zimmerleute	25 497	1497
„ Messerschmiede	25 100	4164
„ Eisengießer	11 718	1174
„ Londoner Seher	7 025	742
„ Dampfmaschinenbauer . .	5 080	299
„ Glasflaschenmacher	1 481	92
	127 773	11 260

Also in 7 wichtigen Industriezweigen, welche eine hohe technische Geschicklichkeit erfordern, waren im Jahre 1887 von je 1000 Mitgliedern der in jenen Industriezweigen bestehenden Unions 88 nicht im Stande, Arbeit für sich zu finden, das heißt beinahe 9 pCt. Diese Zahlen gelten, wohlgemerkt, nicht für die betreffenden Industriezweige, sondern nur für die Mitglieder der Unions, in denen sich notorisch nur die besten und tüchtigsten Arbeiter zusammenfinden. Unter den nichtunionistischen und ungelerten Arbeitern ist natürlich der Prozentsatz der Unbeschäftigten viel größer. Die nichtunionistischen Arbeiter bildeten 1887 etwa $\frac{1}{10}$ der englischen Arbeiterklasse. Jetzt hat sich dieses Verhältniß schon etwas verschoben. Auf dem Gewerkschaftskongreß zu Dundee im September d. J. wurde die Gesamtmitgliederzahl der Trades Unions auf 885 000 angegeben. Seitdem aber hat sich diese Zahl infolge der in den letzten Monaten gegründeten und rapide angewachsenen Unions um mehrere Hunderttausende vermehrt¹⁾, so daß sie jetzt weit über eine Million beträgt. Die Arbeitslosigkeit unter den nicht in Unions organisirten Arbeitern veranschlagte Harold Cox im „Nineteenth Century“ (Juli 1889) für 1887 auf 18—20 pCt.

Vergleichen wir mit den oben angegebenen Zahlen einen Bericht des Board of Trade für den Oktober 1889. Seit dem Jahre 1887 war eine beständige langsame Hebung vieler Industrien wahrzunehmen, und gegenwärtig werden die englischen Blätter nicht müde, zu verkünden, daß wir jetzt in England in einer Epoche hoher industrieller Prosperität leben, daß große Etablissements auf 3—4 Jahre hinaus mit ununterbrochener Arbeit versehen seien, daß große Firmen im Norden Englands bedeutende Aufträge wegen Ueberbeschäftigung zurückweisen mußten, daß sich Arbeitermangel bereits empfindlich fühlbar mache. In der That deuten alle Anzeichen, namentlich die täglich und massenhaft aufschießenden neuen Schwindelgesellschaften darauf hin, daß wir uns auf dem ansteigenden Ast des industriellen Cylinders befinden.

Mit nur unbedeutenden Ausnahmen, heißt es in dem Memorandum des Board of Trade, zeigen die Berichte der hauptsächlichsten Trades Unions fortgesetzt eine äußerst günstige Lage des Arbeitsmarktes für gelernte Arbeiter. Die Einflüsse der Jahreszeit bleiben günstig, und bis jetzt zeigen selbst die Gewerbe, die unter freiem Himmel betrieben werden, nicht das geringste Zeichen einer Abnahme in der Nachfrage nach Arbeit. Die Kohlen-, Eisen-, Schiffsbau- und Maschinenbaugewerbe sind übervoll (very fully) beschäftigt, so sehr in manchen Fällen, daß die verfügbare Arbeitskraft durchaus nicht für eine wesentliche Vermehrung der Produktion genügt. Das Druckergerbe ist viel besser, als es vor einigen Monaten gewesen ist. Nur in der Baumwollbranche herrscht Depression, und in der Spinnerbranche ist die Zahl der Arbeitslosen beträchtlich über dem Durchschnitt (und hier nur infolge der kolossalen vorherigen Ueberproduktion). Von 20 Gewerkschaften, die Berichte einsandten, bezeichnen 12 die Lage ihres Arbeitszweiges als „sehr gut“, 5 als „gut“, 2 als „mäßig“ und nur eine als „schlecht.“ (The Mechanical World, Nr. 151 vom 23. Nov. 1889).

Was sollte man nun hieraus schließen? Offenbar, daß die verfügbaren Arbeitskräfte, von denen das Memorandum spricht, nicht nur bis auf die letzte Reige von der jetzigen industriellen Hochfluth absorbiert würden, sondern sogar ein thatsächlicher empfindlicher Mangel sich auf der ganzen Linie einstellen müßte. Dies ist nun durchaus nicht der Fall. Der Prozentsatz der arbeitslosen Mitglieder der oben angeführten Unions hat zwar erheblich abgenommen, ist aber keineswegs auf Null reduziert. Im Gegentheil existiren noch in den Reihen der technisch geschulten Arbeiter jener Unions trotz alledem tausende von Arbeitslosen. Ihr Prozentsatz belief sich im Monat Okto-

¹⁾ Die im vergangenen Sommer gegründete National Union of Gas Workers and General Labourers allein zählt gegenwärtig an 100 000 Mitglieder (Star vom 7. Dez.).

ber 1887 auf 8,6 pCt., im Oktober 1888 auf 4,4 pCt., im September 1889 auf 2,1 pCt. und im Oktober dieses Jahres auf 1,8 pCt. (Mechan. World.).

Daraus folgt, daß trotz aller kommerziellen und industriellen Prosperität, die gegenwärtig herrscht, trotz aller Ueberladung des Produktionsmarktes mit Aufträgen, die totale Mitgliederzahl der englischen Trades-Unions insgesamt zur Zeit mindestens 20 000 Beschäftigungslose zählt, wenn wir den letztgenannten Prozentsatz zu Grunde legen.

So sieht es in der Aristokratie der Arbeit aus; wie mag es erst mit den Arbeitern der „rohen Faust“ stehen! Man erkennt einerseits aus diesen Thatsachen, wie sehr das Vorhandensein einer gewissen industriellen Reservearmee auch der gelernten Arbeiter zur Existenzbedingung der modernen Wirtschaft geworden ist. Andererseits erblicken wir hier die Folgen des gewohnheitsmäßigen, permanenten Ueberzeitarbeitens, welches den Körper der Arbeitenden abtrachtet und allmählich zu Grunde richtet, während es ihre Kameraden aufs Pflaster wirft und sie sammt Familie in Hunger und Elend versetzt.

Die Feststellung eines neunstündigen Arbeitstages durch die Unions ist also so lange herzlich bedeutungslos, als sich dieselben nicht entschließen können, jeder Ueberzeitarbeit ganz energisch ein Ende zu machen. Ein Achthunden- oder Sechstundentag wäre daher genau so bedeutungslos, wenn er beliebig überschritten werden dürfte.

Der oben zitierte Cox behauptet, daß einige der reaktionären Trades Unions nur deswegen dem achthündigen Normalarbeitstag ihre Zustimmung gäben, weil sie im Falle seiner Einführung eine Stunde früher an die Ueberzeitarbeit gelangten und somit, da die Lohnraten für Ueberzeit höher sind, eine höhere Einnahme haben würden. Angenommen selbst, daß Cox, der ein wenig zu pessimistisch sieht, hier recht habe, so würden doch jene Unions gegenüber den anderen sehr in der Minderheit bleiben. Die ersteren sind einerseits solche Unions, welche in Arbeitszweigen bestehen, die ihren Mitgliedern nur periodisch Arbeit geben, zum Beispiel in Arbeitszweigen, deren Thätigkeit an den Wechsel der Jahreszeit gebunden ist, andererseits Unions, deren Arbeitszweige unter der letzten, lange Jahre andauernden Produktionskrise besonders hart zu leiden gehabt haben. Arbeiter, die lange arbeitslos gewesen sind, wollen sich, sobald sie erst einmal wieder Beschäftigung gefunden haben, begreiflicherweise nicht selbst die Gelegenheit abschneiden, durch Ueberzeitarbeit nachzuholen zu suchen, was sie vorher durch Arbeitslosigkeit verloren haben. Hierin ist auch der Grund dafür zu suchen, daß die Weber und Spinner von Lancashire, da ihr Erwerbszweig besonders tief darniederlag, sich bei Gelegenheit der Abstimmung der Trades-Unions über den Achthundentag in beträchtlicher Anzahl gegen eine solche Maßregel erklärten. Ob indessen die Majorität der Textilarbeiter von Lancashire, dem bedeutendsten Textilindustrie-Distrikt der Welt, sich thatsächlich gegen den achthündigen Normalarbeitstag erklärt haben, ist sehr zweifelhaft. Wir kommen darauf noch zurück.

Hier in England wie — überall, wo die moderne Industrie eingebürgert ist — findet sich der eigenthümliche Gegensatz, daß die einen Arbeiter müßig die Hände in den Schooß legen müssen, weil die anderen sich zu Tode arbeiten.

Viele Unions liefern ihren Mitgliedern im Falle der Arbeitslosigkeit beträchtliche Unterstützungen („unemployed benefit“), 10 bis 13 Mark und mehr wöchentlich. Das ist an und für sich sehr anerkennenswerth; aber man bedenke, unter welchen Umständen dies geschieht. Wir stehen hier vor dem merkwürdigen Resultat, welches dem eben berührten Gegensatz die Krone aufsetzt, daß, während die Arbeiter auf der einen Seite durch übermäßig lange Arbeitszeit Kameraden außer Arbeit setzen, sie auf der anderen Seite aus ihrer eigenen Tasche die Mittel zum Unterhalt der zur Unthätigkeit gezwungenen Kollegen hergeben müssen. Solche sinnlosen Widersprüche stehen im Gefolge des heutigen gesellschaftlichen Systems.

Wir haben schon früher zahlenmäßige Beispiele grauenhafter Ueberarbeit angeführt; dieselbe ist eine Thatsache, die kaum jemand zu bestreiten unternimmt. Die Berichte der Fabrikinspektoren liefern hierüber eine beständige Chronik. Einer der am meisten überarbeiteten Zweige sei hier noch erwähnt. Es ist dies das Seher- und Druckergerbe. Wie der „Labour Elector“ kürzlich berichtet, ist in diesem Arbeitszweig eine wöchentliche Ueberzeitarbeit von 20, 30 ja 40 Stunden keine Seltenheit. Aber nicht allein dies. Da im gleichen Gewerbe viele jugendliche Arbeiter beschäftigt werden, welche unter das Fabrikgesetz fallen, so kommen schier unglaubliche Ueberretungen des Gesetzes vor. Infolge des schlimmen Ausganges wurde kürzlich folgender Fall bekannt. Ein junger Bursche von 17 Jahren war gezwungen, 38 Stunden hintereinander an einer Druckerpresse thätig zu sein. Nach einer kurzen Ruhepause, die ihm vergönnt war, wurde er von neuem zur Arbeit gepreßt und zwar wiederum 34 Stunden hintereinander. Die Folge dieser unerhörten Ueberanstrengung war, daß der betreffende junge Bursche krank wurde und nach kurzer Zeit starb. Als die Todtenschau Jury sich mit dem Fall zu befassen hatte, konstatarie sie zwar die flagrante Verletzung des Factory Acts, hütete sich aber wohl, als die Todesursache Ueberanstrengung anzugeben. Und während solche standalöse Vorfälle der Ueberarbeitung durch die englische Presse gehen, sehen sich in Bedrängniß gerathene arbeitslose Seher genöthigt, an ihre Gewerkschaft, die London Society of Compositors, eine Deputation zu schicken mit der Aufforderung, ein Verbot jeder Ueberzeitarbeit zu erlassen.

Indessen beginnt es auch in Bezug auf die Ueberzeitfrage unter den Trades Unions zu tagen. Die Folgen der Ueberzeitarbeit liegen zu klar am Tage, als daß sie nicht endlich in Mißkredit kommen sollte. So hat sich die Gewerkschaft der Vereinigten Tischler und Zimmerleute (London Carpenters and Joiners Union) eben erst entschieden sowohl für den Achtstundentag ausgesprochen, als auch ganz besonders die Aufhebung der Ueberzeitarbeit verlangt. Die Frage der Ueberzeitarbeit ist natürlich keine besondere, für sich zu erledigende Aufgabe. Sie erledigt sich von selbst mit der Frage des Normalarbeitstages. Aber die nun ernstlich angestrebte Beseitigung der Ueberzeitarbeit in allen Gewerben ist ein großer Schritt auf die Eroberung eines gesetzlich gleichermäßen beschränkten Arbeitstages überhaupt.

Der von den englischen Fabrikanten oft behaupteten technischen Unmöglichkeit einer vollständigen Beseitigung der Ueberzeitarbeit können die englischen Arbeiter das ins Gewicht fallende Zeugniß von Fabrikinspektoren entgegenstellen. Wie wir schon früher gesehen, läßt das jetzt gültige Fabrikgesetz in dem ihm unterworfenen Arbeitszweigen mannigfaltige Ausnahmen von der normierten Arbeitszeit zu und enthält Klauseln, welche den auf der Mehrerwerthsjagd begriffenen Kapitalisten noch einen erheblichen Spielraum gewähren. In Nicht-Textilfabriken z. B. und in Werkstätten, wo Kinder und junge Personen beschäftigt werden, ist die Maximalarbeitszeit auf 60 Stunden pro Woche festgesetzt. Nichtsdestoweniger gestattet das Gesetz in diesem Falle eine Ueberzeit von 1 1/2 Stunde pro Woche oder von 72 Stunden pro Jahr.

Die Paragraphen des Factory Acts, welche Ausnahmen von den allgemeinen Bestimmungen zulassen, sind von jener Kauftschußbarkeit, welche man auch in Deutschland zu schätzen weiß. Vorschätzung von Dringlichkeitsfällen, von Saisonfordernissen und dergleichen Angaben, die sich leicht der Kontrolle entziehen, genügen für die Ueberschreitung der normalen Arbeitszeit. Die Ausnutzung jener Klauseln läßt daher auch nichts zu wünschen übrig. Rücksichtslose, energische Fabrikinspektoren wie Lateman, die glücklicherweise in England noch immer zu finden sind, während sie in anderen Ländern noch immer nicht zu finden sind, erklären sich, auf ihre Erfahrung und ihre Einsicht in das Getriebe der Produktion gestützt, nachdrücklich gegen jede Ueberzeitarbeit. Der genannte verdienstvolle Fabrikinspektor, der eine lange Zeit hindurch fast jede Industrie des Vereinigten Königreiches zu beobachten und überwachen Gelegenheit hatte, konstatierte häufig als das Resultat seiner langen Erfahrung, daß Ueberzeitarbeit in den meisten Gewerben ein äußerst unnütziges Uebel ist (an utterly unnecessary evil).

Die englischen Arbeiter würden gut fahren, wenn sie den ausgebeuteten Gebrauch auch von dem Arsenal von Waffen machten, welches die Reports der Inspektoren ihnen in die Hände geben.

„Freiland“ von Theodor Herzka.

II. Herzka als Utopist.

„An die Stelle der gesellschaftlichen Thätigkeit — so charakterisiert Marx die utopistischen Sozialisten — wollen sie ihre persönlich erfindersche Thätigkeit setzen, an die Stelle der geschichtlichen Bedingungen der Befreiung phantastische, an die Stelle der allmählich vor sich gehenden Organisation des Proletariats zur Klasse eine eigens ausgeheckte Organisation der Gesellschaft.“

Die Nachfolger der großen und historischen bedeutsamen Utopisten, deren Stellungnahme in der noch unentwickelten Form des Klassenkampfes seine Erklärung fand, übertreiben noch die Einseitigkeiten ihrer Meister. „Sie suchen den Klassenkampf abzuhumpfen und die Gegensätze zu vermitteln. Sie träumen noch immer die verabschiedete Verwirklichung ihrer gesellschaftlichen Utopien, Stiftung einzelner Wohlthätiger, Gründung von Homökolonien, Errichtung eines kleinen Mariens, und zum Aufbau aller dieser spanischen Schöpfung müssen sie an die Philanthropie der bürgerlichen Herzen und Geldsäcke appellieren.“

Wort für Wort paßt diese Schilderung auf den Verfasser des „Freiland“, der nicht nur in seinen auf die Gegenwart bezüglichen national-ökonomischen Theorien, sondern ebenso in der Auffassung der zukünftigen Gesellschaft gegen Marx und den modernen kritischen Sozialismus Front macht.

Nachdem wir seine nationalökonomischen Leistungen uns angesehen, kann es uns nicht Wunder nehmen, daß er auch in seinen Zielen und seiner Propaganda hinter dem heut gewonnenen Standpunkte weit zurückbleibt, daß er die alte, verschliffene Utopistenfahne von neuem aufrollt. Sein Freiland erwacht nicht durch irgend eine Umwälzung, die es dem Proletariat ermöglicht, Besitz von der Staatsgewalt und der Gesamtheit aller Produktionsmittel zu ergreifen, sondern durch das Vorgehen einer kleinen Anzahl großentheils wohlbegüterter Männer, die im zentralen Afrika ein Gemeinwesen nach einem vom Verfasser erdachten Rezept gründeten. Der Verein setzt eine Versammlung an und der Vorsitzende, ein Dr. Strahl, tritt mit zündender Beredsamkeit für das Projekt ein; Kapitalien und unternehmende Mitglieder strömen in Masse herzu, so daß die Expedition in voller Ruhe unternommen werden kann. Daß sie, wenigstens in dem Buche, gelingt, verspricht sich von selbst; mit Jules Verne'scher Phantasie malt der Verfasser sodann die glänzende Entwicklung des neuen Gemeinwesens aus, dessen Erfolge die gebildete Welt alsbald mit solcher Bewunderung erfüllen, daß man überall das gelungene Experiment nachzuahmen wünscht. England, Frankreich, Italien, Australien und Amerika be-

schlossen, „ohne daß dazu besondere politische Umwälzungen bei ihnen nothwendig gewesen wären,“ die Freiländische Verfassung bei sich einzuführen. Nicht ganz so glatt ging es in den „konservativen“ Staaten ab, dort kam es zu großen aber gänzlich fruchtlosen Kämpfen, bis endlich das Ansehen und die Autorität Freilands auch hier die Bewegung in geregelte Bahnen lenkte. Die Parteien, die sich eben noch in blinder Wuth zerfleischten, versielen auf den glücklichen Gedanken, Freilands Intervention anzurufen, und so wendet sich schließlich auch dort alles zum Besten. Zu guter Letzt wird noch ein allgemeiner Weltkongress zusammen berufen, damit die verschiedensten Nationen ihre Ansichten über die im Zuge befindliche Bewegung austauschen, um dann, aufgeklärt in allen Stücken, das heilsame Friedenswort aus eigener Kraft ohne Hülfe der Freiländer weiter fortzuführen. Die Debatten auf diesem Kongresse, in dem sich nirgends die Stimme engherzigen Klassenegoismus vernehmen läßt, werden in dem Schlußtheil des Herzka'schen Werkes ausführlich mitgetheilt.

Der Verfasser spricht selbst die Befürchtung aus, daß man ihn unter die Zahl der gewöhnlichen Utopisten rechnen werde. Nichtsdestoweniger habe er sich zur Ausmalung seines Zukunftsbildes entschlossen; denn „der Leser, welcher den Unterschied zwischen jenen Werken der Phantasie und dem vorliegenden nicht selbst herausfindet,“ sei für ihn ohnehin verloren, auch wenn er seine Ideen statt in romanhafter in wissenschaftlich systematischer Form dargelegt hätte.

Nun, wir finden einen solchen Unterschied in der That nicht heraus, und dann am wenigsten, wenn wir, das phantastische Beiwerk bei Seite lassend, uns an den Grundgedanken des Buches halten. Eben die Vorstellung, daß die sozialistische Gesellschaft gewissermaßen im luftleeren Raume, auf jungfräulichem Boden, durch freiwillige Vereinsstiftung hergestellt werden könnte, und der Glaube, daß ein solches Experiment die übrige Kulturwelt entsprechend umgestalten werde, eben das bildet ja, wie Marx schon treffend hervorgehoben, die Grundutopie seiner Vorgänger. Wenn es zu der Umgestaltung, welche die Sozialdemokraten wünschen, kommen soll, so wird sich dieser Prozeß in der Kulturwelt, in ihren sozialen und politischen Klassenkämpfen selbst vollziehen. Die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft zum Sozialismus wird wesentlich in denselben Formen verlaufen, wie die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft aus dem Feudalismus. Ebenso wenig wie die ökonomische Freiheit durch Gründung wirtschaftlicher Mutterkolonien gewonnen wurde, ebensowenig wird die ökonomische Solidarität auf diesem Wege entstehen.

Wie einst das Bürgerthum, so wird jetzt auch das Proletariat durch eigene politisch-soziale Machtenfaltung, nicht durch Propheten und Sektenbildung zu der seinem Interesse entsprechenden Produktionsform gelangen. Die Menschheit erlösen zu wollen mit Umgehung des Klassenkampfes, ist ein Gedanke, dem eine völlige Verkennung des tatsächlich vorhandenen Klassenegoismus zu Grunde liegt. Jeder neue Tag predigt diese alte Lehre.

Wie der Weg, den Herzka einschlagen will, so ist auch das Ziel, dem er zustrebt, von dem sozialistischen sehr verschieden. Sein Haß gegen die entsetzlichen Ungerechtigkeiten des bestehenden Wirtschaftssystems zht ihn hoch in unseren Augen, umso mehr, da er den Kreisen angehört, die unter jenen Ungerechtigkeiten nicht unmittelbar zu leiden haben. Aber er hält jene Ungerechtigkeiten und Schäden nicht für nothwendige Resultate jeder auf freier Konkurrenz gegründeten Wirtschaft, er glaubt im Gegentheil, daß, wenn dies Prinzip der freien Konkurrenz nur wahrhaft zur Geltung gebracht würde, alle Widersprüche, von denen die gegenwärtige Gesellschaft geängstigt wird, fortfallen müßten. Er ist Sozialist, insofern er die Ausbeutung der Massen und die herrschende Form des Eigenthums bekämpft, er ist Bourgeois, insofern er die Ausbeutung durch eine bürgerliche, die freie Konkurrenz unberührt lassende Reform beseitigen will. Diese Doppelnatur kommt in dem Idealbilde, welches er vom Zukunftsstaate entwirft, überall zum Durchbruch.

Die Produktion im Freiland liegt in der Hand einer Reihe von Privatgesellschaften, welche ganz so wie in dem bürgerlichen Staate ihre Produkte auf den Markt bringen und verkaufen. Der Erlös bildet das Einkommen jeder Association und gelangt unter ihren Mitgliedern zur Vertheilung. Mit dem so gewonnenen Gelde treten sie dann als Käufer der von den übrigen Associationen hergestellten Güter auf. Es findet also ganz wie bisher freier Austausch der Produkte zwischen den einzelnen Privatproduzenten statt, während in der sozialistischen Gesellschaft bekanntlich die ganze für Konsumzwecke erzeugte Gütermasse unter die einzelnen Bürger von Gesellschaftswegen vertheilt werden soll. Die Freiländische Produktion unterscheidet sich nur darin von der jetzt herrschenden, daß Maschinen, Fabriken und Boden aufhören, das Eigenthum irgend eines Kapitalisten zu sein. Auch die Associationen haben an die von ihnen angewandten Produktionsmittel kein Eigenthumsrecht, was sich vor allem darin zeigt, daß niemand, der sich an eine Produktionsgenossenschaft anzuschließen, also auch mit den Produktionsmitteln dieser Genossenschaft zu arbeiten wünscht, an seinem Vorhaben gehindert werden kann. Ohne Entgelt darf jeder in den Betrieb eintreten, der ihm nach der jeweiligen Marktlage als der vortheilhafteste erscheint; auch hat der neu Hinzutretende an dem Gesamtterlöse der Genossenschaft, so lange er derselben angehört, genau den gleichen Antheil wie die ältesten Mitglieder. Herzka ist der Ueberzeugung, daß die freie Konkurrenz, sobald erst die Produktionsmittel solcher Art freigegeben sein werden, nur Segen bringen kann. Alles, was die Sozialisten erstreben, meint er auf dem Boden einer so veränderten Privatwirtschaft, deren

Organisation er in seinem Buche bis ins Detail verfolgt, besser leisten zu können. Und hierin ist er wieder Utopist, freilich gleichfalls kein origineller. Er findet in der Einleitung, die Engels für das „Glend der Philosophie“ geschrieben, einen ganzen Haufen seiner Vorgänger und Glaubenskollegen angeführt, die gleich ihm mit freier Konkurrenz und Waarenproduktion die Krankheit der Gesellschaft kuriren wollen.

In einem Schlusssatz werden wir die unlöslichen Widersprüche, welche der Herzka'schen Idealkonstruktion anhaften, näher zu beleuchten haben.

Hier sei, um den bürgerlichen und unsozialistischen Charakter „Freilands“ hervorzuheben, nur noch kurz auf die Stellung hingewiesen, welche der Verfasser der Frau in seinem Staate zuerkennt. Das Weib ist ihm zu schade zur Arbeit, „es darf kein Rad im Getriebe des Broterwerbes, es muß ein Juwel am Herzen der Menschheit sein. Nur eine „Arbeit“ ist dem Weibe angemessen: die der Kindererziehung und auenfalls noch die Pflege der Kranken und Gebrechlichen.“ Nun, die Frauen werden sich hoffentlich für die ihnen gütigst zugedachte Engelrolle bedanken; sie werden erkennen, daß, wer sie von der Arbeit befreien will, sie auf die Verjorgung der Männergesellschaft anweist und sie hierdurch in ihrer abhängigen Stellung erhält. Natürlich liegen den wirklichen Sozialisten alle solchen „ritterlichen“ Anschauungen über das weibliche Geschlecht gänzlich fern, und um so ferner, da sie die häusliche Arbeit und Kindererziehung gleichfalls sozialisieren wollen. „Das Juwel am Herzen der Menschheit“ müßte also, da ihm die bisherige Hauptforge abgenommen wird, in der sozialistischen Gesellschaft vor Langerweile umkommen, wenn es wirklich über „das Getriebe des Broterwerbes“ so hoch erhaben wäre.

Herzka freilich will mit der freien Konkurrenz auch das bürgerliche Privathaus und mit diesem die bürgerliche Hausfrauenthätigkeit bestehen lassen. Eine seiner Freiländerin entdeckt sogar, auf Grund eines unabänderlichen Naturgesetzes müsse das Kind 20 Jahre hindurch von Vater und Mutter gewarret werden und darum sei auch die unauflösbare bürgerliche Ehe keine historisch wandelbare Form, sondern ewige Naturnothwendigkeit!

Zur Naturgeschichte der antisemitischen Bewegung.

VIII.

v-n. Die Kulturbedeutung der antisemitischen Bewegung erhielt auf Seiten der Staatsgewalt ihre Weihe nicht nur in Rücksicht darauf, was sie gegenüber dem liberalen Bürgerthume leisten sollte, sondern in hohem Grade auch dadurch, daß man in ihr einen Damm gegen das Anschwellen der sozialdemokratischen Fluth sah. Der Antisemitismus ist eben ein Januskopf mit einem Doppelantlitz; dem Bürgerthume sollte er die nationale, der Arbeiterklasse die soziale Seite zeigen. Die Staatsgewalt sah, daß der sozialdemokratische Gesellschaftsgegner nicht mehr, wie in den vierziger Jahren nur in den Köpfen einzelner vorausschauender wissenschaftlicher Forscher wohnte, sondern in einer den größten Theil des Volkes einnehmenden Klasse seinen bewußten Träger gefunden habe.

Man kann der preussisch-deutschen Staatsregierung die Anerkennung nicht versagen, daß sie die Macht, welche der neuen Weltanschauung innewohnt, verhältnismäßig früh erkannte. Man kann mit Fug und Recht sagen: die größten Anstrengungen, die in der inneren Politik während mehr als eines Jahrzehnts gemacht wurden, ja der größte Theil der inneren Politik selbst innerhalb dieser Zeit geht direkt oder indirekt darauf aus, dem in dem Volke immer siegreicher vorwärtsschreitenden neuen Kulturgedanken die Ueberläder zu unterbinden. Die Art und Weise jedoch, wie dieser weltgeschichtliche Kampf geführt wurde, wird dem künftigen Kulturhistoriker eine Fülle von Anregungen geben, ähnlich denen, welche der Kampf des römischen Cäsarismus gegen die sich allmählich auf sich selbst besinnende freie Menschennatur einem Juvenal gegeben, und welche dieser Satyrer in die Worte zusammengefaßt hat: Difficile est, satiram non scribere (Es ist schwer, eine Satyre nicht zu schreiben).

Dem Ausnahmegefesse, welches die negativen Maßnahmen des Klassenstaates gegen die Arbeiterbewegung darstellt, reihen sich als positive Bestrebungen die „deutsch-nationale“ Sozialreform und die antisemitische Bewegung würdig an. In dem Antisemitismus, welcher der Unzufriedenheit der Arbeiter mit ihrer Klassenlage eine gewisse Anerkennung zu Theil werden ließ, sah man ein vorzügliches Mittel, den Arbeiter allmählich von seiner für den Kapitalismus so unbedeuten Klassenkenntniß abzubringen und den gefährlichen sachlichen Kampf der Arbeiter in einen ungeschicklichen Personenkampf umzuwandeln. In der antisemitischen Bewegung glaubte man das Terrain gefunden zu haben, auf dem der Arbeiter in die Arme der mageren „Sozialreform“ geführt werden könnte.

Für diesen diplomatischen Schachzug brauchte man Männer, welche mit ihrer autoritativen gesellschaftlichen Stellung eine gewisse effektvollere Rebebegabung und den nöthigen Demagogismus verbanden. Eine solche Thätigkeit mußte einen Mann von den Anlagen eines Stöder anziehen. Wir wollen hier nicht untersuchen, wie die Regierung zu ihrem Stöder oder wie Stöder zur Regierung gekommen, genug, sie haben sich gefunden. Stöder und sein Famulus Adolf Wagner brauten 40 pCt. Christenthum, 10 Prozent Unfall- und Krankenversicherung, alias „Sozialreform“, 50 Prozent Antisemitismus zu

einem artigen Getränk, dem sie die fromme Aufschrift gaben: Christlich-soziale Reform. In dieser Mischung glaubten sie, würde der Trank dem deutschen Arbeiter ungemein munden und ihm den Genuß jedes anderen geistigen Getränks verleiden.

Aber bei den Arbeitern hatten sie nicht einmal denjenigen Erfolg, den sonst Geheimmittel, durch die Wirbeltrommel des ungeheuren Reklameapparates und die grell schreiende Stimme des Jahrmärktrufers empfohlen, zu haben pflegen. Man kauft und genießt sie, aber nur einmal, da man merkt, daß man zu den Uebertölpelten gehört. Aber nicht ein einziger sozialdemokratischer Arbeiter fühlte das Verlangen, überhaupt den Trank zu kosten trotz der Anpreisungen von Seiten der vielen Agenturen, die überall im deutschen Reich errichtet wurden, wo Stöckers fromme Brüder wirkten. Mit dieser entscheidenden Ablehnung hat die Arbeiterklasse dem Bürgerthum gegenüber eine sozial-politische Ueberlegenheit gezeigt, wie sie nur durch die politische Bildung und das hohe Rechtsgefühl erklärt werden kann, welches der Arbeiterklasse innewohnt.

Die Arbeitslosigkeit in der heutigen Wirtschaftsordnung.

Der kürzlich veröffentlichte Census-Bericht von Massachusetts (Vereinigte Staaten) vom Jahre 1885 läßt wieder die große Arbeitslosigkeit erkennen, welcher die Industrie-Arbeiter ausgelegt sind.

Das Jahr 1885 war keineswegs ein so besonders schlechtes in dieser Beziehung. Trotzdem aber gab es von allen Industrien im Staat nur sechs, und dies verhältnismäßig unbedeutende, welche von einer möglichen Betriebstätigkeit von 307 Tagen nur ein Prozent einbüßten.

Ueber 75 Prozent der Industrien waren um 50 bis 80 Prozent ihrer möglichen Arbeitszeit brach gelegt. Die Fabriken blieben um vierzig Prozent hinter ihrer Leistungsfähigkeit zurück!

125 000 Arbeiter waren während des Jahres für längere oder kürzere Zeit beschäftigungslos.

Es gab im Staate — wie wir gleich hinzufügen wollen — 379,828 Industrie-Arbeiter; eine Zunahme von 28 Prozent in zehn Jahren. Von diesen waren 263,824 männlichen, 115,504 weiblichen Geschlechtes.

Ein tiefer Sinn

liegt in folgender Geschichte, welche jüngst die Berliner Zeitungen, z. B. die „Berliner Abendpost“ berichteten:

Abends ging ein unternehmender Einbrecher die Friedrichstraße entlang. Vor dem Hause Nr. 171, wo sich das Bankgeschäft von A. Molling befindet, machte er plötzlich Halt, nahm einen großen Stein, und unbekümmert um das ihn umwogende Menschengewühl, zertrümmerte er die große Scheibe des Schaufensters, griff tief nach einem dort liegenden Beutel, in dem sich blühende Zwanzigmarksstücke in der Höhe von einigen Tausend Mark befanden, und suchte mit seinem Schage das Weite.

Selbstverständlich — so erzählt die Presse — war die freche That nicht unbemerkt geblieben. Auf den Ruf der ebenso erkannten als entkräfteten Passanten wurde die Verfolgung des Einbrechers unternommen und an der Französischen Straße, vor dem Bankgeschäft von Fuhle, gelang es einem muthig zupackenden Arbeiter,

den Flüchtigen zu stellen. In dem so leichten Rauf gab sich der nicht gefangen. Er schlug während auf den Arbeiter ein und suchte sich den Händen desselben zu entwinden. Der aber hielt wacker aus, bis weitere Hilfe kam und der Patron überwältigt wurde. Als dieser jetzt sah, daß es kein Entrinnen mehr gab, nahm er blühschnell den Beutel und schüttete, ehe er noch daran gehindert werden konnte, den werthvollen Inhalt desselben weithin über die Straße. Und nun entwickelte sich eine der tollsten Scenen, die man je gesehen hat. Was Hände zum Greifen hatte, faßte nach den klingenden Goldmünzen, die nach allen Richtungen über das Pflaster trudelten, hier im Minutlein, dort in irgend einem Spalt und sonst noch wohin verschwanden, so daß, als schließlich die Gattin des Bestohlenen auf dem Schauplatz erschien, der goldene Schatz bereits in alle Winde verstreut war. Die Dame brach begreiflicher Weise in ein großes Jammern aus, doch half das nichts mehr, denn Gold und Beutel sah sie niemals wieder. Inzwischen war der freche Räuber von der Polizei abgeführt und zunächst auf der Revierwache festgesetzt worden. Das schlechteste Geschäft bei der Geschichte hat natürlich gerade derjenige gemacht, der sich dabei das größte Verdienst erworben hat. Es ist der arme Arbeiter, welcher mit „Wunden ganz bedeckt“ den Heimweg antreten mußte.“

Ganz unbewußt, mit köstlicher Naivität, offenbart diese Geschichte Schein und Sein unseres lieben Publikums. Ueber die „freche“ That des Einbrechers „entkräftet“ sich das Publikum. Natürlich! Denn tief in sein Herz ist die Heiligkeit des Eigenthums geprägt. Aber dasselbe Publikum greift wie toll nach den Goldmünzen, als es Gelegenheit zu straflosem Handeln hat. Der Einzige, welcher kein Unrecht dulden mag, ist — ein armer Arbeiter; und dafür erhält er — Prügel.

Seht, so ist unsere Gesellschafts-„Ordnung“!

Zum Elberfelder Prozeß.

Als einige Theilhaber in dem Elberfelder Prozeß wegen „Verdachts“ des Meineides verhaftet wurden, erhob die satte Moral der bürgerlichen Kreise natürlich wieder ein großes Geschrei über den „Abgrund“, in den die sozialistische Agitation die armen Arbeiter führe.

Selbst der orthodoxe, sonst gern den unerbittlichen Sittenrichter spielende „Reichsbote“ ermannte sich dieser infamen Dethätigkeit gegenüber zu dem Bekenntnis, daß der „Abgrund“ von ganz anderen Leuten erst geschaffen werde, von jenen nämlich, welche durch Ausnahmegesetze eine sonst durchaus erlaubte Thätigkeit wie Beiträge sammeln zu Unterstützungszwecken u. s. f.) erst zu einer verbotenen machen und welche darum jedes Mitglied der Arbeiterklasse dem Konflikt aussetzen, entweder die eigenen Freunde mit Verurtheilung, Ausweisung und Gefängniß oder sich selber mit einer Unwahrheit zu belassen. Wer wollte den Stein gegen die erheben, die lieber sich selber schädigen als ihre Nächsten?

Doch hören wir den „Reichsbote“. Er schreibt: „In dem Elberfelder Prozeß handelt es sich um an sich harmlose Dinge, wie die Theilnahme an Versammlungen, Verbreitung von Zeitungen, welche sonst nicht als Vergehen angesehen werden, sondern dazu erst durch besondere Umstände, insbesondere durch ein Spezialgesetz geworden sind.“

Die Angeklagten stehen in dem Zwiespalt, ihre Partei, die sie für etwas Gutes halten und der sie Treue gelobt haben, zu verrathen oder, der Aufforderung des Richters entsprechend, zu deren Schaden die Wahrheit zu sagen. Das ist der verhängniß-

volle Konflikt, der noch immer bei solchen politischen oder religiösen Prozessen eingetreten ist und dem gegenüber so oft die gewöhnlichen Rechtsmittel wirklich versagen oder bei denen der Richter mit einer gewissen Voreingenommenheit — wir erinnern an die Hexenprozesse oder an die politischen Verfassungsverträge — den Zeugen gegenüberstand und allen Aussagen derselben nicht traute.

Dieses bei solchen Prozessen vorhandene Mißtrauen führte dann zu der ja auch hier von der „Köln. Ztg.“ ausgesprochenen Meinung von der Nothwendigkeit besonderer Strafen bez. Rechtsmittel für solche Prozesse. So entstanden früher die Folterstrafen, mit welchen man in politischen und religiösen Prozessen aus dem Angeklagten das Herauspressen wollte, wovon man glaubte, daß es in ihm stecke. Es ist bekannt, wieviel Schlimmes diese Prozesse über die Welt gebracht haben. Bei den Prozessen im Kulturkampf zeigten sich auch bedenkliche Symptome und hierin liegt auch das Bedenkliche dieser sozialistischen Geheimbundsprozesse. Welchen peinlichen Eindruck hat doch das Auftreten des Zeugen Weber gemacht! In welchen inneren Konflikt werden diese einfachen Leute gebracht, wenn auf der einen Seite die Partei steht, welcher sie auf Ehre Treue gelobt haben, dagegen auf der anderen die Auskunst suchende Polizei vielleicht mit Belohnung winkt, während die eigene Nothlage drängt — und dann als Schluß ein solcher Prozeß kommt!

Der schlichte Volksverstand ist, wenn er bei solchen Prozessen erfährt, um was es sich dabei handelt — Verbreitung von Zeitungen, Theilnahme an Versammlungen u. c. — und dann die hohen Strafen langer Gefängnißhaft liest — geneigt, die Sozialdemokraten als Märrtyrer anzusehen, denen man zu viel gethan habe. Politische Prozesse solcher Art haben nie gute Früchte getragen. In der Geschichte werden sie meist als Krankheits Symptome angesehen, die auf irgend einen sozialen Uebelstand hinweisen.“

Der Redakteur der „Thüringer Tribüne“.

Herr A. Schulze-Erfurt, bittet uns, die Leser der „Volks-Tribüne“ ausdrücklich davon in Kenntniß setzen zu wollen, daß er „an dem Angriff gegen uns keine Schuld“ trage.

Wir haben das schon in letzter Nummer als zweifellos hingestellt und möchten nun bitten, alle Weiterungen in dieser Angelegenheit zu unterlassen. Es giebt nicht nur Personen, sondern auch Geschehnisse, mit denen man sich am besten dadurch abfindet, daß man ihnen — einfach den Rücken kehrt und sie fernerhin unbeachtet läßt.

Vereine.

— Verein der Filzschuharbeiter und Berufsgenossen. Montag, den 30. Dezember, Abends 8 Uhr, Brunnenstr. 38 bei Gnadt, Versammlung. Vortrag des Herrn Richard Vaginaki über Verfassung der Arbeitszeit. Diskussion. Verschiedenes.

— Verein zur Förderung der gemeinsamen Interessen der Blinden. Der Verein widmet sich in erster Linie der Erziehung blinder Kinder, beiderlei Geschlechtes, im Alter von 3 bis 8 Jahren. Und unterhält behufs dessen, hieselbst, Schönhauser Allee 73, eine Anstalt, in welcher vorbestimmte Kinder, Unbemittelte, unentgeltlich jederzeit Aufnahme finden. Da mit dem 1. Januar 1890 viele Stellen frei werden, ersuchen wir Bewerber und Hilfsbedürftige, Aufnahme-Gesuche an den Vorsitzenden, Stadtverordneten Vangenbucher, Grenadierstr. 8 und den Kurator Kaufmann Bendjersky, Holzmarktstr. 36 baldigst gelangen zu lassen.

Briefkasten.

Leser. Der Streit um die Stadtverordnetenwahlen, in den die „Volks-Tribüne“ verwickelt wurde, spielte sich allerdings bereits vor mehr als zwei Jahren (hauptsächlich November 1887) ab. Daher sind tiefere Streitigkeiten gar nicht vorgekommen.

Zur Massenverbreitung empfohlen, besonders für Wahlvereine!

Die Sozialdemokratie und der deutsche Reichstag.

Materialien zum Gebrauche für sozialdemokratische Wähler.

Inhalt: Die Entstehung des Sozialitätengesetzes. — Die Verlängerungen des Gesetzes und die Parteien. — Die vorgenommenen Ergänzungen zum Gesetz. — Sozialdemokratische Wahlstatistik für die einzelnen Wahlkreise seit 1878. — Die Stimmengahl der einzelnen Parteien bei den Wahlen und die Zahl der Abgeordneten seit Gründung des Reiches 1871. — Die bisherigen sozialdemokratischen Abgeordneten (Tabellen und Biographisches).

Anhang: Das deutsche Wahlrecht. — Wie geht die Wahlhandlung vor sich? — Stimmzettel. — Wie verhindert man Wahlbeeinflussungen und Uebergriffe?

Recht muß Recht bleiben!

Reelle und gewissenhafte Civil- und Strafsprochführung. Eingaben, Schriftsätze, Rath und Auskunft. Rechtsbeistandsbureau Große Frankfurterstraße 112, Ecke Andreasstr.



Quittungsmarken & Kautschukstempel-Fabrik von Conrad Müller

Schkeuditz-Leipzig empfiehlt sich allen Arbeitervereinen, Kranenlassen u. s. w. Ausführung sauber und schnell. Preislisten gratis und franko.

Arbeitsnachweis

der Klavierarbeiter Den Mitgliedern des Klavierarbeiter-Vereins zur Nachricht, daß der Arbeitsnachweis der Feiertage wegen vom Montag, den 23. Dezember bis Mittwoch, den 1. Januar 1890, geschlossen bleibt.

Die Arbeitsvermittlungskommission.

Magdeburg.

Zum Jahreswechsel bringe den Magdeburger Genossen die Berliner „Volks-Tribüne“ und „Arbeiter-Bibliothek“ in empfehlende Erinnerung und bitte einen Jeden für die weitestehende Verbreitung Sorge zu tragen.

Den Herren Vereins-Vorständen empfehle hauptsächlich ihrer Vereins-Bibliothek die Berliner Arbeiter-Bibliothek einzuwerfen. Prompteste Zustellung für Magdeburg und Vororte sichere zu.

Wilh. Meyer,

Fahlschberg Nr. 7, D. 3 Tr.

Für Genossen.

Ein Arbeiterblatt in d. Provinz (Abonnementzahl 3000) mit Druckerei billig zu verkaufen. Offerten unter D. W. 5000 an die Exped. d. Bl. erbeten.

Clara verw. Wilhelm Hasenclever.

1. Geschäft Chausseestr. 49/50. — 2. Geschäft Brunnenstr. 122 (Ecke Anklamerstr.)
Empfehlenswerthe 5 Pf.-Cigarren: Nr. 54 Wanda, mittel und Nr. 56 Merito, kräftig.
Den Parteigenossen bei Bedarf bestens empfohlen.

Emil Franke.

Nähmaschinen sämtlicher Systeme. Wasch- und Wringmaschinen bester Sorte. Theilzahlung. Reparatur-Werkstatt. Saarbrückerstrasse 6, neben Brauerei Bötzw.

Achtung!

Große Arbeiter-Versammlung

Montag, den 30. Dezember, Nachmittags 4 1/2 Uhr, im Bürgeraal des Berliner Rathhauses.

Tages-Ordnung:

1. Vortrag des Herrn Dr. Christeller über Volksbäder und deren Nutzen und Werth. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes. 3. A.: R. Halster

„Die Nordwacht“

Wochenblatt f. d. arbeitende Volk. Erscheint einmal wöchentlich, jeden Sonntag, achtseitig, zum Abonnementpreise von 1 Mk. vierteljährlich und 35 Pf. monatlich.

„Die Nordwacht“ ist in der Postzeitungsliste unter Nr. 4320 eingetragen.

Abonnements nehmen alle kaiserlichen Postanstalten, die Filialexpeditionen und Kolportage entgegen. Zu zahlreichem Abonnement ladet ein Redaktion u. Verlag d. „Nordwacht“
F. Kühn, Bant-Wilhelmsbaven.

E. M. Wilschke,

Zunkerstraße 1. Cigarren- und Tabakshandlung. Russische u. türk. Zigarretten in größter Auswahl.

Cigarren u. Tabake

reichhaltiges Lager von

O. Klein.

15. Ritterstraße 15.

Dieselbst Zahlstelle der Gärtler u. Bronceure (G. S. 60.)

Empfehle den Genossen meine zum

Minimal-Lohn

der Berliner Tabakarbeiter verfertigten Cigarren.

Wilh. Boerner,
Mitterstr. 108, d. 2. Haus u. d. Prinzenstr.

Rob-Tabak.

Sumatra in jeder Preislage. Blitar, Java-Blatt 115—120 Pf. Domingo 95—115 Pf. Brasil, Java Einlage, sowie alle im Handel befindlichen Sorten zu billigsten Preisen bei reeller Bedienung.

H. Herholz,
145. Brunnenstr. 145.

Arbeitsnachweis für Tischler.

Der vom Fachverein der Tischler begründete Arbeitsnachweis befindet sich vom 1. Februar ab

Dresdenerstraße 116,

im Restaurant Wendt. Die Arbeitsvermittlung geschieht für Meister und Gesellen (auch Nichtmitglieder des Vereins) unentgeltlich. Die Adressenausgabe erfolgt an Wochentagen von 8 1/2 bis 9 1/2 Uhr Abends, Sonntags von 9 bis 11 Uhr Vormittags.

Der Vorstand.

[Nachdruck verboten.]

Ein Neujahrsgruß.

Sei die Manneshand geboten
Allen Stolzen allerwegen,
Die im Licht, im morgenrothen,
Hoch die Stirne tragen mögen!
Die noch heben kühn den Nacken,
Trotz der hochgeschwungenen Keule,
Die noch ragen aus den Schläfen,
Eine hohe Feuerfäule.

Sei die Manneshand gedrückt
Allen Festen, allen Treuen,
Die noch halten unverrückt
Ihr Standarte sonder Scheuen!
Allen fester, treuen Männern
In der Zeit des Bankermtüthes;
Allen offenen Bekennern
Bis zum letzten Tropfen Blutes.

Sei die Männerhand geschüttelt
Denen draus in fremden Landen;
Die da Frost und Hunger rüttelt,
Den Verfolgten und Verbannten;
Denen, so die Kerker fällen,
Die da lebend sind begraben,
Die da um der Freiheit willen
Ihre eigne Freiheit gaben.

Ruhm und Ehre unsren Todten,
Unsren Tapfern, unsren Braven,
Die da heiligen den Boden,
Wo sie ruhen, wo sie schlafen!
Decken Welken euch im Märzgen!
Decken euch im Lenze Blüthen!
Wäg' im Grab ob euren Herzen
Eine Frühlingskerze drüben.

Und so sei auch du gegrüßet,
Neues Jahr, das uns beschieden!
Was du bringst, was dir entprieht;
Sind es Kämpfe, ist es Frieden? . . .
Wie es komme, wie du ringest,
Mit dem Delzweig, mit dem Eisen,
Wenn du uns die Freiheit bringest,
Sollst du unser Heiland heißen!

Fr. Stolke.

[Nachdruck verboten.]

Weihnachtsmärchen.

Von Schtschedrin.

(Aus dem Russischen übersetzt von Clara Zetkin.)

Unser Dorfpfarrer hat heute dem Feste zu Ehren eine prächtvolle Rede gehalten.

„Gerade heute, sagte er, vor vielen Jahrhunderten kam die Wahrheit in die Welt. Die Wahrheit hat von ewig her bestanden. Sie sah von Anbeginn an mit Christus, dem Freund der Menschen, zur Rechten des Vaters, in ihm hat sie sich verkörpert und auf der Erde ihre Leuchte angezündet. Sie stand am Fuß des Kreuzes und wurde mit ihm an das Holz geschlagen. In der Gestalt eines strahlenden Engels sah sie an seinem Grab und sah seine Auferstehung. Und als der Freund der Menschen zum Himmel gefahren, hat er auf Erden die Wahrheit zurückgelassen zum Zeichen seines beständigen Wohlwollens gegen das Menschengeschlecht.“

„Seither giebt es auf der ganzen Erde kein Binkelschen, in welches die Wahrheit nicht eingedrungen wäre, welches sie mit ihrem Geiste nicht durchdrungen hätte. Die Wahrheit erzieht unser Gewissen, sie erwärmt unsere Herzen, belebt unsere Arbeit und zeigt uns das Ziel unseres Lebens. Betrübte Herzen finden in ihr eine sichere und immer offen stehende Zufluchtsstätte, in der sie zur Ruhe gelangen und gegen die zufälligen Trübsale des Lebens Trost finden können.“

„Unrecht haben jene, die behaupten, die Wahrheit habe jemals ihr Angesicht verstellt, oder — was schlimmer ist — sie sei jemals von der Lüge besiegt worden. Nein, selbst in den traurigen Momenten, wo kurzfristige Leute meinten, es triumphierte der Vater der Lüge, triumphierte in Wirklichkeit die Wahrheit. Sie allein war unvergänglich und schritt immer nach vorwärts, indem sie über die Welt ihre Flügel ausbreitete und dieselbe mit ewigem Licht erleuchtete. Der scheinbare Triumph der Lüge verfloß, wie ein düsterer Traum, und die Wahrheit setzte ihren Gang fort.“

„Zusammen mit den Unterdrückten und Verfolgten stieg die Wahrheit in die Katakomben und drang sie in die Bergklüfte ein. Sie stieg mit den Gerechten auf die Scheiterhaufen und stand neben ihnen vor dem Angesicht der Hölle. Sie entzündete in den Seelen der Ersteren die heilige Flamme und hielt von ihnen jeden Gedanken an Kleinmützigkeit und Verrath fern; sie lehrte sie, in den Qualen einen Genuß zu finden. Vergebens schienen die Diener des Vaters der Lüge zu triumphieren, weil für sie Hinrichtung und Tod, die Vernichtung dessen, was vergänglich, gleichbedeutend mit der Vernichtung der Wahrheit war. Jedoch die grausamsten Strafen erwiesen sich machtlos, die Wahrheit zu brechen, umgekehrt, sie verliehen ihr sogar einen besonderen Reiz. Das Beispiel dieser Strafen zündete in den einfachen Herzen ein heiliges Feuer an und die Wahrheit gewann neuen frucht-

baren Boden, auf dem sie ihre Saat ausstreuen konnte. Die Scheiterhaufen loberten hoch empor und verzehrten die Leiber der Gerechten, aber ihre Flammen zündeten unzählige Leuchten an, wie bei der Morgenmesse die tausende brennender Kerzen, welche den Tempel mit strahlendem Lichtglanze erfüllen, an einer einzigen Flamme angezündet worden sind.“

„Worin besteht nun die Wahrheit, über die ich mich spreche? — Auf diese Frage antwortet das Evangelium: Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst. Dieses Gebot enthält trotz seiner Kürze die ganze Weisheit, den ganzen Sinn des menschlichen Lebens.“

„Liebe Gott, denn er hat den Menschen das Leben gegeben und liebt sie; er ist allein die Quelle des Guten, der sittlichen Schönheit und des Wahren. In Gott ist die Wahrheit. In dem Tempel, wo man ihm das blutlose Opfer bringt, da wird auch der Wahrheit unaufhörlich gebietet. Seine Mauern sind so von der Wahrheit durchdrungen, daß ihr — selbst die schlechtesten unter euch — wenn ihr den Tempel betretet, euch befriedigt und erhoben fühlt. Hier vor dem Angesicht des Gekreuzigten wird euer Kummer gelindert, hier erlangt ihr Frieden für eure betrübten Seelen. Er wurde für die Wahrheit gekreuzigt, für die Wahrheit, deren Strahlen sich von ihm aus über die ganze Welt ergossen — wie kann denn euer Muth von den euch entgegenstehenden Versuchungen wankend werden?“

„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst — so lautet die zweite Hälfte des Gebots, das Christus gegeben. Ich will nicht erst davon sprechen, daß ohne die Nächstenliebe kein Gemeinleben möglich ist — ohne Umschweife, ohne Vorbehalt erkläre ich diese Liebe für die Schönheit und das Glück unseres Lebens. Wir müssen unsern Nächsten um der Liebe selbst willen lieben, nicht weil er uns liebt, müssen ihn lieben ohne Aufhören, voller Selbstaufopferung, voller Bereitwilligkeit unser Leben für ihn hinzugeben, gerade wie ein guter Hirt das Leben für seine Schäflein läßt.“

„Wir müssen dem Nächsten zu Hilfe eilen, ohne zu überlegen, ob er den Dienst vergelten wird oder nicht; wir müssen ihn gegen die Trübsal schützen, selbst wenn diese drohte, uns selbst zu verschlingen; wir müssen für ihn bei den Mächtigen dieser Welt eintreten, für ihn in den Kampf gehen. Das Gefühl der Nächstenliebe ist der erhabene Schwab, den der Mensch allein besitzt und der ihn von den Thieren unterscheidet. Nur diejenigen leben ein volles Leben, die von Liebe und Selbstaufopferung entbrannt sind, nur diese kennen die wirklichen Freuden des Lebens.“

„Und also, laßt uns Gott und laßt uns einander lieben — das ist der Sinn der menschlichen Wahrheit. Suchen wir die Wahrheit und gehen wir ihren Pfad. Fürchten wir nicht die Ränke der Lüge, laßt uns vielmehr standhaft sein und ihr die von uns erworbene Wahrheit entgegenstellen. Dann wird die Lüge zu Schanden gemacht, aber die Wahrheit bleibt und entzündet die Herzen der Menschen.“

„Rehrt nun zurück in eure Häuser, gebt euch der Freude über die Geburt des Herrn hin, welcher die Menschen über Alles geliebt hat. Aber auch in eurer Freude vergeßt nicht, daß mit ihm die Wahrheit in die Welt kam, daß sie alle Tage, Stunden, Minuten unter euch weilt, daß sie die heilige Flamme ist, welche die menschliche Existenz erleuchtet und erwärmt.“

Als der Pfarrer zu Ende geredet hatte und vom Chor herab ertönte: „Gesegnet sei der Name des Herrn“, zog ein tiefer Seufzer durch die Kirche, als ob die Menge der betenden Gläubigen mit diesem Seufzer bestätigten wollte: „Ja, er sei gesegnet!“

Unter der Menge der Anwesenden lauschte den Worten des „Väterchens“ Pawel Niemand aufmerksamer als Sferioscha Kuslanzsch, der 10 jährige Sohn einer kleinen Gutsherrin. Von Zeit zu Zeit zeigte er alle Zeichen einer heftigen Aufregung, die Augen standen ihm voller Thränen, seine Wangen glühten, er lehnte sich weit nach vorwärts, als ob er etwas fragen wollte.

Maria Sfergejewna Kuslanzsch, seine Mutter, war eine junge Wittwe und besaß ein sehr kleines Gütchen, das mitten im Dorje gelegen war. Als noch die Leibeigenschaft bestand, gab es im Dorje dicht bei einander ungefähr sieben gutsherrliche Höfe. Die Gutsherren hatten nur geringen Grundbesitz und Feodor Pawlitsch Kuslanzsch war der unbegüterteste von allen, er besaß nicht mehr als drei Bauernhöfe und bis zu zehn „Hofleute“. Da man ihn aber zu verschiedenen Aemtern zu wählen pflegte, so hatte ihm die Ausübung seiner Funktionen zu einem kleinen Kapital verholfen. Nach der Emancipation der Leibeigenen lebte er von einem Tag auf den andern indem er das ihm verbliebene Stückchen Land weiter bewirtschaftete.

Maria Sfergejewna heirathete ihn erst längere Zeit nach der Befreiung der Leibeigenen und ward schon nach Verlauf eines Jahres Wittwe. Feodor Pawlitsch ritt behufs einer Befichtigung durch den Wald, als das Pferd plötzlich scheute und ihn aus dem Sattel warf, wobei er sich den Schädel an einem Baum zerschmetterte. Zwei Monate nach dem Unglücksfall gebar die Wittwe einen Sohn.

Maria Sfergejewna lebte in mehr als bescheidenen Verhältnissen. Den Ackerbau hatte sie bei Seite gelassen, ihren Grund und Boden an die Bauern verpachtet und nur den Gutshof und ein kleines Stückchen Land für sich behalten, auf dem sie einen Obst- und Gemüsegarten anlegte. Ihr ganzer Viehstand setzte sich aus einem Pferd und drei Kühen zusammen. Ihre Dienerschaft bestand aus einer Familie ehemaliger „Hofleute“; der alten Wärterin nebst ihrer Tochter und ihrem verheiratheten Sohne. Die Wärterin war im Hause beschäftigt und pflegte den kleinen Sferioscha, die Tochter hatte die Küche über, und der Sohn mit seiner Frau versorgte das Vieh, die Vögel, den Obst- und Gemüsegarten. Das Leben auf dem Gute floß einformig und geräuschlos dahin. Nie hatte man dort die Noth kennen gelernt. Holz und die übrigen wichtigsten Artikel für den Hausbedarf besaß man selbst, und auf das, was man hätte kaufen müssen, verzichtete man fast gänzlich. Die Hausbewohner pflegten zu sagen: „Wir leben wie im Paradies.“ Maria Sfergejewna hatte sogar vergessen, daß außerhalb des Gutshofes ein anderes Leben pulsrte (sie hatte dasselbe oberflächlich von dem Fenster des Instituts aus kennen gelernt, in dem sie erzogen wurde.) Nur Sferioscha verurteilte ihr von Zeit zu Zeit Besorgnisse. Anfangs entwickelte er sich ganz gut, als er jedoch gegen sieben Jahr alt war, fing er an, Symptome einer krankhaften Empfänglichkeit für alle Einbrüche zu zeigen.

Der Knabe hatte einen verständigen und stillen Charakter, nur war er leider dabei schwach und kränklich. Als er das siebente Jahr erreicht hatte, hielt ihn Maria Sfergejewna zum Lernen an, anfänglich unterrichtete sie ihn selbst, als der Knabe jedoch gegen zehn Jahre alt war, ward „Väterchen“ Pawel mit einem Theil des Unterrichts betraut. Sferioscha sollte aufs Gymnasium kommen und mußte folglich wenigstens in die Anfangsgründe der alten Sprachen eingeweiht werden. Die Scheidestunde rückte näher und näher, und Maria Sfergejewna dachte bellommenen Herzens an die Trennung von ihrem Sohn, die jedoch im Interesse von dessen Erziehung unvermeidlich war. Der Hauptort des Gouvernements, wo sich das Gymnasium befand, lag ziemlich entfernt, und nach dahin überzufriedeln — mit 6—700 Rubel jährlichen Einkommens — dazu gab es keine Möglichkeit.

Maria Sfergejewna korrespondirte des Knaben wegen mit ihrem Bruder, welcher in der Stadt einen kleinen Posten bekleidete, und kurz vor dem Weihnachtsfeste hatte sie einen Brief von diesem erhalten, in welchem er ihr zusagte, Sferioscha in seine Familie aufnehmen zu wollen. Als man nach der Rückkehr aus der Kirche schon beim Thee saß, zeigte sich Sferioscha noch immer hochgradig erregt.

„Mama, ich will für die Wahrheit leben,“ wiederholte er immer und immer wieder.

„Gewiß, mein Täubchen, im Leben ist die Wahrheit das Allerwichtigste,“ suchte ihn die Mutter zu beruhigen. „Aber dein Leben liegt noch vor dir. Kinder leben ja immer für die Wahrheit, und können auch nicht anders leben als für sie.“

„Nein, Mama, so meine ich es nicht. Der Pfarrer sagte, daß wer für die Wahrheit leben wolle, seinen Nächsten gegen Ungerechtigkeiten verteidigen müsse. Das muß man thun, und thue ich denn das? Vor etlichen Tagen hat man die Kuh Iwan's des Armen verkauft — habe ich denn das zu hindern gesucht? Ich habe bloß zugehört und geweint.“

„In diesen Thränen war eben deine kindliche Wahrheit enthalten. Du konntest nichts anderes thun als weinen. Weil Iwan Schulden hat, so wollte das Gesetz, daß seine Kuh verkauft wurde. Es giebt ein Gesetz, welches sagt, daß ein Jeder seine Schulden bezahlen muß.“

„Mama, Iwan konnte aber doch nicht zahlen, er möchte es schon gern thun, aber er kann es eben nicht. Die Kjanja¹⁾ sagt auch, daß es im ganzen Dorje keinen Armeren giebt, als ihn. Was ist denn das für eine Wahrheit, daß er bezahlen soll, wenn er nicht kann, weil er zu arm ist!“

„Ich habe dir doch schon erklärt, daß es ein Gesetz giebt, dem alle gehorchen müssen. Wenn Menschen in einer Gesellschaft leben, so haben sie nicht das Recht, ihre Pflichten zu vernachlässigen. Denke lieber an das Lernen, das ist für dich das Gebot der Wahrheit. Du wirst in das Gymnasium eintreten, sei fleißig, führe dich gut auf, das heißt dann auch, daß du für die Wahrheit lebst. Ich habe nicht gern, wenn du dich so aufregst. Alles, was du siehst oder hörst, nimmst du dir zu sehr zu Herzen. Der Pfarrer hat ja nur ganz im allgemeinen gesprochen, und du beziehst nun gleich alles auf dich. Bete für deine Nächsten — mehr als das verlangt Gott selbst nicht von dir.“

Allein Sferioscha war nicht zu beschwichtigen. Er lief in die Küche, wo eben jetzt die Dienerschaft versammelt war und zu Ehren des Feiertages Thee trank. Die Köchin Stepanida war am Ofen beschäftigt und zog mit dem Feuerhaken einen Topf kochenden, fetten Schiffs²⁾ nach

¹⁾ Wärterin.

²⁾ Kohlsuppe, ein russisches Nationalgericht.

dem andern hervor. Der Geruch des dampfenden Fleisches und des Festschens erfüllte die Luft der Küche.

„Njanja, ich will für die Wahrheit leben,“ erklärte Sferioscha.

„Seit wann das?“ fragte ihn neckend die Köchin.

„Nein Njanja, ganz gewiß, ich habe mir es fest vorgenommen. Ich will lieber für die Wahrheit sterben, als mich der Unwahrheit unterwerfen.“

„Ach, du armes Kind, was ist dir denn da wieder einmal in den Kopf gefahren?“

„Hast du denn nicht gehört, was der Pfarrer in der Kirche gesagt hat? Für die Wahrheit soll man das Leben lassen. Jedes von uns soll für die Wahrheit kämpfen.“

„Freilich hat er das gesagt. Was sollte denn auch sonst in der Kirche geredet werden. Dazu ist ja die Kirche da, daß man in ihr das Rechte hören soll. Aber siehst du, Herzchen, du mußt das alles gut anhören und dann klug und verständlich sein.“

„Wenn man nach der Wahrheit leben will, muß man sehr vorsichtig sein,“ argumentierte der Arbeiter Grigorii.

„Weshalb z. B. trinke ich und Mama den Thee im Eßzimmer und ihr in der Küche? Will das vielleicht die Wahrheit?“ ereiferte sich Sferioscha.

„Die Wahrheit will das gerade nicht, aber das ist schon von jeher so gewesen. Wir sind einfache Leute, für uns ist die Küche auch gut genug. Wenn alle Leute im Eßzimmer tranken wollten, so könnte man nicht genug Eßzimmer bauen.“

„Du, Szergei Fedoritsch¹⁾, höre einmal,“ sagte Grigorii, „wenn du groß bist, so setze dich hin, wo du willst, so lange du klein bist, so bleib nur bei deiner Mutter sitzen. Eine bessere Wahrheit kannst du für deine Jahre nicht finden! Bald kommt der Pope zu Tische, er wird dir gewiß das Nämliche sagen. Wir thun ja noch vieles, was sich für die Herrschaften nicht schickt: das Vieh versorgen, das Feld bestellen. Siehst du!“

„Aber das ist eben nicht die Wahrheit!“

„Wir verstehen das anders. Wenn die Herrschaft gut und mitleidig ist, so thut sie, was die Wahrheit von ihr will, und wenn wir Arbeiter fleißig der Herrschaft dienen, nicht betrügen und uns alle Mühe geben, so thun wir, was die Wahrheit von uns will. Man muß schon zufrieden sein, wenn jeder nach der Wahrheit lebt, die er versteht.“

Für einen Augenblick lang herrschte Schweigen in der Küche. Sferioscha wollte offenbar etwas erwidern, allein Grigorii hatte seine Entgegnung so gutmüthig vorgebracht, daß der Knabe selbst nicht wußte, sollte er darauf antworten oder nicht.

„In der Gegend,“ nahm die Njanja das Gespräch wieder auf, „wo ich und deine Mutter zu Hause bin, gab es einen Gutsbesitzer, Namens Rassoschnikoff. Zuerst lebte er wie alle anderen Leute, dann überkam ihn auch mit einem Male die Lust, nach der Wahrheit zu leben. Und was war das Ende davon? Er verkaufte sein Gut, gab all sein Geld den Bettlern und zog als Pilger durch das Land. Seitdem hat man nie wieder von ihm gehört.“

„Ach, Njanja, das war ein rechter Mann!“

„Aber Rassoschnikoff hatte doch einen Sohn, der in einem Petersburger Regimente diente,“ setzte die Njanja schnell hinzu.

„Der Vater verschenkte das Gut, und der Sohn stand als Habenichtes da. Ich möchte doch den Sohn fragen, ob ihm die Wahrheit gefallen hat, nach der sein Vater leben wollte,“ meinte Grigorii.

„Ja hat denn der Sohn nicht verstanden, daß sein Vater um der Wahrheit willen das thun mußte?“ fragte Sferioscha.

„Er hat die Sache nicht so verstanden. Warum denn, fragte er, hat mich mein Vater Soldat werden lassen, wenn ich nun nicht mehr standesgemäß leben kann?“

„Soldat werden lassen . . . nicht mehr standesgemäß leben können,“ wiederholte Sferioscha mechanisch vor sich hin, indem er sich offenbar immer mehr in den Gegenständen verstrickte.

„Ich erinnere mich auch eines solchen Falles,“ fuhr Grigorii fort. „Rassoschnikoff hatte mit seinen Ideen einen Bauern angesteckt, der Martin hieß. Dieser schenkte auch all sein Geld den Bettlern, überließ die Hütte seiner Familie, hing den Bettelsack um und ging heimlich in die Welt hinaus. Nur, siehst du, hatte er vergessen, sich einen Paß ausstellen zu lassen, so daß er nach einem Monat per Schub nach Hause gebracht ward.“

„Warum das? Hatte er denn etwas Schlimmes gethan?“ fragte Sferioscha.

„Das gerade nicht. Ich wollte nur sagen, daß man vorsichtig sein muß, wenn man nach der Wahrheit leben will. Es ist nicht erlaubt, ohne Paß durch das Land zu streichen. Sonst könnte ja jeder hinlaufen, wo es ihm beliebt und die Arbeit zum Teufel werfen, und dann könnte man mit den Bagabunden nicht mehr fertig werden.“

Der Thee war zu Ende. Alle standen auf und sprachen das übliche Gebet.

„Wir wollen nun essen,“ sagte die Njanja. „Geh, Täubchen, zu Mama und bleib bei ihr. Der Pope und seine Frau müssen gleich kommen.“

Gegen zwei Uhr kam richtig „Väterchen“ Pawel und seine Frau an.

„Väterchen,“ ich will für die Wahrheit leben, ich will für sie kämpfen,“ begrüßte Sferioscha die Gäste.

„Seht mir doch einer den Kämpfer an. Ist kaum einen Käse hoch und spricht schon von in den Kampf ziehen,“ scherzte der Pope.

„Das wird mir doch schon zu toll,“ warf Maria Sfergejewna ein, „vom frühen Morgen an wiederholt er nur immer dasselbe.“

„Das thut ja nichts, er wird es so lange sagen, bis er es vergessen hat,“ versetzte der Pope.

„Nein, ich werde es nicht vergessen,“ versicherte Sferioscha mit Nachdruck. „Sie selbst haben ja heute früh in der Kirche gesagt, daß man für die Wahrheit leben solle!“

„Dazu ist ja die Kirche da, daß man in ihr die Wahrheit predigt. Wenn ich, der Hirt, meine Pflicht nicht erfülle, so wird die Kirche selbst an die Wahrheit erinnern. Jedes Wort, das in der Kirche geredet wird, enthält die Wahrheit. Nur die verstockten Herzen bleiben taub gegen sie.“

„Und wie muß man leben?“

„Natürlich wie es die Wahrheit will. Wenn du größer geworden bist, so wirst du die Wahrheit voll und ganz verstehen. Einstweilen laß dir an der Wahrheit genügen, die sich für dein Alter ziemt. Liebe deine Mutter, ehre das Alter, sei fleißig, sei bescheiden, das fordert von dir die Wahrheit.“

„Und die Märtyrer? . . . Sie selbst sagten ja heute früh . . .“

„Ja, es hat Märtyrer gegeben, denn für die Wahrheit muß man auch Beschimpfungen und Schmähungen ertragen. Aber du bist noch zu jung, um über solche Dinge nachzudenken.“

„Märtyrer . . . die Scheiterhaufen,“ flötete Sferioscha verlegen hervor.

„Genug, genug damit,“ rief ihm Maria Sfergejewna ungeduldig zu.

Sferioscha schwieg, aber er blieb während der Mahlzeit auffällig nachdenkend.

Bei Tische führte man eine der gewöhnlichen Gespräche über die Angelegenheiten und Vorfälle im Dorfe. Eine Erzählung löste die andere ab, aber in den wenigsten triumphirte die Wahrheit. Eigentlich handelte es sich in ihnen weder um Wahrheit, noch um Falschheit, sondern sie zeigten das Alltagsleben in den Formen und Verhältnissen, an die wir schon seit langem gewöhnt sind.

Sferioscha hatte ähnliche Erzählungen schon hundertmal gehört, ohne daß sie ihn besonders aufgeregt hätten. Heute hatte sich jedoch seines Wesens ein ganz neues gewisses Etwas bemächtigt, das ihn aufschaltete und erregte.

„Ich, mein Kind,“ sagte die Mutter, da sie sah, daß er die Speisen so gut wie gar nicht berührte.

„In corpore sano mens sana,“¹⁾ fügte feinerseits das „Väterchen“ hinzu. „Gehorche deiner Mutter, damit kannst du am besten deine Liebe für die Wahrheit beweisen. Man soll die Wahrheit lieben, aber man soll sich auch nicht ohne Grund für einen Märtyrer halten. Das ist ja schon die reine Eitelkeit . . .“

Diese Erinnerung an die Wahrheit regte Sferioscha noch mehr auf. Er beugte sich über seinen Teller, als ob er essen wollte, brach aber plötzlich in lautes Schluchzen aus. Sogleich umringten ihn alle und waren zärtlich um ihn besorgt.

„Thut dir das Köpfchen weh?“ forschte Maria Sfergejewna besorgt.

„Ja,“ antwortete der Knabe mit schwacher Stimme. „So geh zu Bett. Njanja, bring ihn zu Bett.“

Sferioscha ward zu Bett gebracht. Die Mahlzeit erfuhr eine Unterbrechung von einigen Minuten, denn Maria Sfergejewna konnte nicht umhin, der Njanja zu folgen. Endlich kamen beide mit der Nachricht zurück, daß der Kleine eingeschlafen sei.

„Es wird weiter nichts sein . . . Er wird sich gut ausschlafen,“ suchte der Pope die besorgte Mutter zu beruhigen.

Gegen Abend waren jedoch die Kopfschmerzen nicht nur stärker geworden, sondern es hatte sich noch Fieber hinzugesellt. Sferioscha schlief sehr unruhig, warf sich im Bett hin und her und griff mit den Händen um sich, als ob er etwas suche.

„Martin . . . per Schub für die Wahrheit . . . Was?“ stieß er in abgerissenen Worten hervor.

„Was für einen Martin meint er denn eigentlich?“ frug erstaunt Maria Sfergejewna die Njanja.

„Erinnern sie sich vielleicht noch, daß es in unserem Dorfe einen Bauern gab, der um Christi willen sein Haus verließ? Grigorii hat von ihm gesprochen, als Sferioscha dabei war.“

„Ihr müßt doch immer Dummheiten erzählen,“ versetzte ärgerlich Maria Sfergejewna. „Unmöglich, den Knaben mit euch zusammen zu lassen.“

Am zweiten Tag, nach der Morgenmesse, bot sich der Pope an, nach der Stadt gehen und den Doktor holen zu wollen. Die Stadt lag 40 Werst von dem Dorfe entfernt, so daß man die Ankunft des Doktors nicht vor Einbruch der Nacht erwarten konnte. Uebrigens muß bemerkt werden, daß der Arzt alt war und wenig verstand. Er wendete in allen Fällen nur ein Mittel an: Oppodeldok, den er zum inneren und äußeren Gebrauche verschrieb. In der Stadt pflegte man von ihm zu sagen: „er glaubt nicht an die Medizin, aber er glaubt an den Oppodeldok.“

Gegen elf Uhr Nachts kam der Arzt. Er untersuchte den Kranken, fühlte ihm den Puls und erklärte, daß er ein „Fieberchen“ habe. Darauf verordnete er, den Patienten mit Oppodeldok einzureiben und ihm zwei Pillen des gleichen Medikaments einzugeben.

¹⁾ Im gesunden Körper wohnt auch ein gesunder Geist.

„Es steht fest, daß es ein „Fieberchen“ hat, versicherte er gravitätisch, „aber der Oppodeldok wird es wie wegblasen.“

Man trug für den Doktor zu essen auf und brachte ihn dann auf das für ihn bestimmte Zimmer.

Sferioscha wälzte sich die ganze Nacht unruhig auf seinem Lager hin und her und glühte vor Fieberhitze. Man wedte mehrmals den Arzt, aber dieser beschränkte sich darauf, abermals Oppodeldok zu verordnen und zu erklären, daß das Fieber bis morgen verflogen sein werde.

Sferioscha redete irre. In seinen Fieberphantasien wiederholte er unaufhörlich: „Christus . . . die Wahrheit . . . Rassoschnikoff . . . Martin,“ und griff um sich, indem er fragte: „Wo . . . wo?“

Gegen Morgen ließ das Fieber etwas nach, und er schlummerte ein.

Der Arzt schickte sich zum Fortgehen an, indem er ausrief: „Nun, hab ich es nicht gesagt!“ und sich damit entschuldigte, daß ihn in der Stadt andere Patienten erwarteten.

Der Tag verstrich zwischen Furcht und Hoffnung. Solange es hell war, fühlte sich der Knabe besser, jedoch war er so schwach geworden, daß er fast gar nichts sprach. Als der Abend herannahte, kam das „Fieberchen“ zurück, der Puls klopfte schnell. Maria Sfergejewna stand in stummem Entsetzen neben dem Bett und bemühte sich vergeblich, etwas zu verstehen.

Man gab die Behandlung mit Oppodeldok auf; die Njanja legte Sferioscha Essigumschläge und Senfpflaster auf den Kopf und gab ihm Lindenblüthenthee zu trinken. Mit einem Wort, sie benutzte zur Zeit und Unzeit alle Mittel, von denen sie gehört hatte, und die ihr zu Gebote standen.

Mit der kommenden Nacht fing der Todeskampf an. Um acht Uhr ging der Vollmond auf, und da die Jalousien nicht heruntergelassen waren, so zeichnete er einen großen weißen Fleck auf die gegenüberliegende Wand. Sferioscha erhob sich und streckte die Hände nach ihm aus.

„Mama,“ stammelte er, „sieh . . . ganz weiß gekleidet . . . das ist die Wahrheit . . . nach . . . zu ihr!“

Er sank auf's Kissen zurück, schluchzte laut auf und verschied.

Die Wahrheit war einen Moment lang vor seinen Blicken aufgeblüht. Sie hatte sein Wesen mit Wonne erfüllt. Aber das schwache Herz des Knaben konnte die auf ihn einströmenden widerspruchsvollen Empfindungen nicht ertragen und brach.

Ein Vorkämpfer der Sklavenemanzipation.

(William Lloyd Garrison.)¹⁾

Vor vier Jahren erschienen die beiden ersten Bände einer Biographie des großen Sklavenemanzipators William Lloyd Garrison.

Diese Biographie, veranfaßt von Garrison's Söhnen Wendell Phillips und Francis Jackson, umfaßt den Zeitraum von 1805—1840. Sie schilderte, wie ein armer Sezer, der von der Hand in den Mund lebte, noch nicht 25 Jahre alt und noch gänzlich unbekannt, es unternahm, in den Vereinigten Staaten von Amerika das Evangelium der Sklavenbefreiung zu predigen; wie er mit dem Jahre 1831 begann, den „Liberator“ (Befreier) herauszugeben, eine Wochenchrift, mit der er 35 Jahre lang einen unausgesetzten erbitterten Kampf gegen das Institut der Sklaverei und dessen Patrone in Staat und Kirche führen sollte; wie die Legislatur des Staates Georgia einen Preis von 5000 Dollars auf die Ergreifung jenes „Fanatikers“ und „Vaterlandsverräthers“ setzte, der im „Liberator“ gegen die „geheiligte Einrichtung“ der Sklaverei zu Felde zog; und wie der tapfere Sezer gegen Noth und Sorge, gegen den Mob der Straßen und Paläste, gegen Schmähungen und Bedrohungen, gegen die Kleinmüthigkeit seiner Genossen und gegen den entmuthigenden Rath der Freunde das Banner der einen großen Idee: die Schwarzen von einer Handelswaare zum Range amerikanischer Staatsbürger zu erheben — unerschrocken aufrecht erhielt.

Von dieser Biographie sind jetzt die ersten Bände²⁾ erschienen, welche zugleich die Geschichte der ganzen Antisklavereibewegung mit umfassen.

Allerdings bildet diese nur den breiten Hintergrund, auf dem sich das Bild William Lloyd Garrison's leuchtend abhebt. Aber das ist kein Nachtheil des Werks, denn uns tritt bei dieser Ausgestaltung nur um so plastischer ein Mensch entgegen, den man beim Lesen lieb gewinnt, den man als einen der echten Helden bewundern lernt und dessen Beispiel für empfängliche Naturen geradezu läuternd wirken muß.

Wer je für eine unpopuläre Sache eingetreten ist, der weiß, wie billig die Gründe sind, mit denen ein bequemer Opportunismus sich um die Verpflichtung herumzudrücken pflegt, dem eigenen Gewissen zu folgen. „Es ist unklug, mit dem Kopf durch die Wand rennen zu wollen,“ oder — „wir allein können doch nichts ausrichten,“ oder — „wir wollten schon, wenn nur die anderen wollten,“ und wie sonst die wohlfeile Weisheit vorsichtiger Staatsbürger lautet, alles das und vieles Schlimmere wird dem nicht geschenkt, der die ungeschäftsmäßige Marotte hat, für eine Idee, die nichts einbringt, zu streiten. In Garrison lernen wir nun einen jener seltenen Männer kennen, der nicht bloß felsenfest an seiner Idee hängt, alles für dieselbe zu

¹⁾ Nach einem Artikel von Dr. Barth in der „Nation“.

²⁾ William Lloyd Garrison. The story of his life, told by his children. Volume III. 1841—1860. Volume IV. 1861 bis 1879. Newyork 1889. The Century Co.

¹⁾ Diese Anrede gilt dem Knaben, dessen Vorname eigentlich Szergei ist. Sferioscha ist der zärtliche Diminutiv. Dem russischen Gebrauch gemäß wird dem Vornamen der Namen des Vaters mit der Endung „itsch“ (Sohn) für männliche, „owna“ (Tochter) für weibliche Personen zugelegt. Szergei Fedoritsch gleich Sfergei, Sohn des Fedot.

opfern bereit ist, nie an dem endlichen Siege derselben verzweifelt, sondern der auch in den schwersten Kämpfen und aller Gemeinheit und Bosheit gegenüber sich die zarteste Empfänglichkeit des Herzens und eine Unbekümmertheit des Gemüths bewahrte, die ihn bis an sein Lebensende glücklich und jung erhielt.

Der jetzt vorliegende dritte Band der Biographie nimmt die Darstellung der Begebenheiten mit dem Jahre 1841 auf und führt dieselbe bis an die Schwelle des Bürgerkrieges: für Garrison zwei Jahrzehnte des juchendbarsten Ringens. In der Presse und in Versammlungen unermüdet für die Sklavenbefreiung thätig, jedes faule Kompromiß ablehnend, agitirte er nicht nur in Amerika, sondern auch in England und Schottland, wohin er verschiedene Male reiste, um durch die Stärkung der Antislavery-Bewegung dort der Agitation im eigenen Lande einen mächtigen Rückhalt zu geben. Natürlich war das Hochverrath in den Augen der Sklavenbarone und — jener armseligen Schreier, die zu allen Zeiten ihre krummen Rücken dem Mißbrauch der Macht zur Stütze dargeliehn haben. Es darf nicht Wunder nehmen, daß auch die Kirche auf einen so rücksichtslosen Reformator schlecht zu sprechen war. Gäbe es in der protestantischen Kirche eine Exkommunikation, so wäre Garrison ohne Gnade von derselben ereilt worden. In Ermangelung dessen suchten gelegentlich die Studenten der Gottesgelahrtheit mit wüstem Lärmen die Versammlungen zu sprengen, in denen der verhasste Mann auftrat, der „Ungläubige“.

Trotz aller Verfolgungen behielt Garrison die bezaubernde Liebendwürdigkeit seines Herzens. Für jedes Leid hat er ein offenes Ohr, für Freunde Rath und Hilfe, für Arme eine feis offene Hand. Wohin er kommt, verbreitet er sonnige Heiterkeit.

Das Urtheil einer scheinheiligen Welt ändert sich mit dem Erfolg, der nach unsäglichen Mühen und Opfern eintrat. Der Schlußband des Werkes schildert den Ausbruch und die Zeit des Sezessionskrieges, die endliche Befreiung der Sklaven, die Triumphe des dann von aller Welt gefeierten Mannes und das würdige Alter des Agitators, der bis an sein Lebensende dem Grundsatze treu blieb, mit dem er als Jüngling in den Kampf eintrat: „my country is the world, my countrymen are all mankind (Mein Vaterland ist die Welt, meine Landsleute sind — die ganze Menschheit)“.

Die Reihe der großartigsten Triumphe begann am Schluß des Bürgerkrieges mit einer Reise in dem Süden des Landes, wo besonders die farbige Bevölkerung ihm einen enthusiastischen Empfang bereitete. In Charleston ward er von den befreiten Sklaven mit Blumen buchstäblich überschüttet, so daß sein treuer englischer Freund und Mitstreiter George Thompson ihm mit Recht sagen konnte: „Garrison, Sie begannen ihren Feldzug im Norden angeht fauler Eier und harter Ziegelsteine; Sie beendigen ihn in Charleston auf einem Bett von Rosen.“

Garrison legte nach dem gesegneten Siege der Freiheit, noch im Jahre 1865, das Präsidium der Amerikanischen Antislavery-Gesellschaft nieder und kündigte gleichzeitig an, daß der „Liberator“ mit dem Ende des Jahres zu erscheinen aufhören werde.

Er schloß seine Abschiedsrede an die Antislavery-Gesellschaft mit folgenden Worten: „Ich danke euch, ihr lieben Freunde, die ihr mir so manches Jahr die Ehre erwiesen habt, mich zum Präsidenten der Amerikanischen Antislavery-Gesellschaft zu erwählen. Ich würde den Posten niemals angenommen haben, wenn er populär gewesen wäre. Ich nahm ihn an, weil er unpopulär war; weil unsere Gesellschaft allenthalben verkehrt, verfolgt, geschmäht wurde. Heute ist es populär, Präsident der Amerikanischen Antislavery-Gesellschaft zu sein. Meine Verbindung mit ihr, als Mitglied wie als Vorsitzender, endigt deshalb. Ich sage ihnen herzlich Lebewohl.“ Noch schwerer wurde es Garrison, sich auch von seiner Wochenschrift zu trennen, in der er 35 Jahre um die Sklavenbefreiung gerungen hatte. Es ist rührend zu sehen, wie sich die treuesten Freunde und Mitarbeiter im Sprechraum versammelten, als die letzte Nummer des „Liberator“ fertig gestellt wird. Garrison schreibt den Abschiedsgruß an die Leser und legt mit eigener Hand den Schlußpassus. „Der Abend war hereingebrochen, und die kleine Gruppe stand schweigend da, um dem Schlusssatz beizuwohnen. Als die Form zum letzten Mal durch den alten Herron geschlossen wurde, überkam alle Anwesenden ein Gefühl des Verlustes und der Trauer. Nur Mr. Garrison bewahrte seine gewohnte Freundlichkeit und Heiterkeit.“

Das Blatt ließ ihn so arm zurück, wie er es vor einem Menschenalter gegründet hatte, und erst ein Ehrengeschenk der Nation im Betrage von etwa 30 000 Dollars stellte sein Alter davor sicher, daß er nicht um's tägliche Brot zu arbeiten brauchte.

Im Jahre 1867 reiste er nach England, wo er der Gegenstand begeisterter Huldigungen wurde. Die Stadt Edinburgh verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht und alle Welt weiterte ihn auszuzeichnen. Den Höhepunkt erreichten diese Huldigungen in einem Festmahl am 29. Juni 1867, bei dem unter John Bright's Vorsitz die angesehensten Männer und Frauen Englands gegenwärtig waren und sich in Huldigungen für Garrison überboten.

Am tiefsten wurde John Stuart Mill, der Philosoph und Nationalökonom, dem festlichen Anlaß gerecht. Er zog gleichsam die geschichtliche Moral aus Garrison's Laufbahn. „Strebe nach etwas Großem — dahin faste er diese Moral zusammen — strebe nach dem schwer Erreichbaren; es giebt nichts Großes, das leicht zu erreichen wäre. Beschränke deine Ziele nicht auf Unternehmungen, deren Erfolg sich in wenigen Jahren

oder auch nur während deines Lebens erhoffen läßt. Fürchte nicht den Vorwurf der Don Quixoterie oder des Fanatismus; hast du vielmehr erst reiflich erwogen, was du unternehmen willst, und siehst du deinen Weg klar vorgezeichnet, und bist du fest überzeugt, das Rechte zu thun, so gehe vorwärts, wie Mr. Garrison, selbst auf die Gefahr hin, in Stücke zerrissen zu werden von denselben Männern, durch deren gewandelte Herzen dein Vorhaben dereinst vollendet werden wird. Kämpfe mit aller Macht gegen jedwedes Hinderniß, einerlei wie groß oder klein auch die Zahl derer ist, die dich unterstützen. Bist du im Recht, so wird die Zeit schon kommen, wo die kleine Gesellschenschaft zu einer großen Menge anschwellen wird.“

In Boston steht heute Garrison's Monument. Seine Söhne haben ihm in der schlichten Wiedergabe der Geschichte seines Wirkens und Kampfens ein Monument errichtet, das werthvoller ist, als Erz und Stein, und hoffentlich — länger dauern wird.

Zur Frage der Frauenarbeit.

Von Klara Zetkin.

(Schluß.)

Zunächst bedeutet die erworbene Freiheit, selbständig zu erwerben, außer dem Hause zu arbeiten, allerdings noch nicht Entlastung von der Arbeit. Es ist der Frau nicht möglich, einen geringen Theil ihrer Zeit und Kraft für ihre Entwicklung, Erholung, ihr Vergnügen verwenden zu können. Die Vormüßigkeit unter das kapitalistische Joch, unter das sie zunächst geräth, hintertreibt, was die natürliche Folge ihrer veränderten Thätigkeit sein sollte.

Aber trotzdem ist unbestreitbar, daß sie jetzt nicht mehr ökonomisch von dem Manne abhängig, daß sie in gleiche Existenzbedingungen mit ihm versetzt worden ist. Sie steht ihm nach der Seite hin nicht mehr als untergeordnet, sondern als gleichgeordnet gegenüber. Der selbständige Erwerb verschafft damit der Frau eine bedeutend größere individuelle Bewegungsfreiheit, sie erhält ein größeres Quantum von Selbstbestimmungsrecht über ihre eigene Person. Die Arbeiterfrau, in der Regel selbst Arbeiterin, ist infolge dessen weit unabhängiger vom Manne, nimmt ihm gegenüber eine weit freiere und unabhängigere Stellung ein, als die Frau des Kleinbürgers, welche in der Regel für ihren Lebensunterhalt ausschließlich auf den einen Beruf, den Beruf als Hausfrau und Mutter angewiesen ist.

Von dem Tage an, wo die Frau für ihre Existenz nicht mehr ausschließlich auf die Thätigkeit in der Familie und auf das ökonomische Zusammenwirken mit dem Manne angewiesen ist, wo sie sich vielmehr ökonomisch selbst genügen kann, erfährt ihre Stellung in der Familie und der Gesellschaft eine vollständige Revolution. Allerdings hat sich dieselbe erst angebahnt und ist noch lange nicht bis in ihre letzten Konsequenzen vollzogen, aber bereits ist die ausschlaggebende wirtschaftliche Umgestaltung soweit vorgeschritten, daß über die Nothwendigkeit dieser Konsequenzen kein Zweifel aufkommen kann. Eine durchaus veränderte Stellung der Frau in Familie und Staat ist nur eine Frage der Zeit, aber sie ist unvermeidlich, denn bereits ist die ökonomische Basis ihrer gesellschaftlichen Rolle revolutionirt.

Dadurch, daß die Frau ihre Existenz durch Arbeit ohne Zusammenhang mit dem Manne und außerhalb des Rahmens der Familie finden kann, so gut wie der Mann, erhält sie das gleiche Recht oder doch wenigstens die gleiche Möglichkeit, individuell selbst über sich zu bestimmen, wie er dieses besitzt. So lange die Frau mit ihrer ganzen Existenz an die Familie gebunden, war es auch im allgemeinen die Familie, welche von Jugend auf über deren Person bestimmte. Die Familie verfügte über das Kind, das junge Mädchen, die Frau; — die Familie d. h. der Mann, denn die Familie in ihrer jetzigen Form und Beschaffenheit ist ein Patriarchat, sie ist auf die Vorherrschaft des Vaters oder sonst eines männlichen Familienmitgliedes zugespielt. Die Entwicklung, welche man dem Mädchen von frühesten Jugend an zu Theil werden ließ, war unter diesem Einflusse erst in zweiter und dritter Linie darauf berechnet, die knospende Individualität gemäß der in ihr schlummernden Anlagen und Neigungen zur Entfaltung zu bringen. In erster Linie war sie darauf zugespielt, daß das Mädchen für die Familie, d. h. in letzter Instanz für den Mann leben mußte. Mit Rücksicht auf dieses eine Ziel, poetisch verklärt als „heiliger Naturberuf des Weibes als Frau und Mutter“ bezeichnet, mußte die Entwicklung des weiblichen Geschlechts auch eine einseitige und beschränkte bleiben.

Mit dem Wort „die Frau will Mutter werden, oder kann und soll es wenigstens werden“, beschönigte man alles, was an ihrer Entwicklung durch Unterlassen oder falsches Thun gesündigt ward. Was würde man dazu sagen, wenn man auf einmal anfinge, die Entwicklung des Mannes damit in eine einseitige Bahn zu dämmen, daß man erklärte, „der Mann will Vater werden, oder kann und soll es wenigstens werden, ergo muß er sich einzig und allein auf diesen seinen Naturberuf vorbereiten.“

Und doch ist es für den Mann so natürlich, daß er Vater, wie für die Frau, daß sie Mutter werden kann.

Der Hinweis auf den Naturberuf als Ursache der einseitigen Entwicklung reicht zur Erklärung nicht aus, er liegt in anderen, in künstlichen Umständen, in gesellschaftlichen, historisch gewordenen Zuständen, in letzter Linie immer in den wirtschaftlichen Verhältnissen. Diese waren

es, welche eine primitive Arbeitstheilung der Geschlechter nach Seite der Thätigkeit in der Familie, die Kindererziehung inbegriffen, und der Thätigkeit außer der Familie nöthig machten. Die ökonomischen Verhältnisse hielten diese Theilung aufrecht, bis zur Periode der mechanischen Großproduktion, welche ihr jede Berechtigung nimmt, eine durchgreifende Revolution der bestehenden Gesellschaftsordnung mit sich führt, und damit auch den Prototyp derselben zerschlägt: die Familie.

So lange die alten wirtschaftlichen Zustände bestanden, wäre es dem Mädchen — mit wenigen seltenen Ausnahmen — unmöglich gewesen, in irgend einer Beziehung, z. B. in Beziehung auf ihre Entwicklung, auf daß ihr zugehende Maß von Freiheit z. gegen die Tyrannei der Familie zu rebelliren. Warum? Weil es ihr in 99 auf 100 Fällen schwer, wenn nicht unmöglich gewesen, außerhalb der Familie auf Grund ihrer Arbeit existiren zu können.

Die Mehrzahl der Mädchen lernte überhaupt nur, was innerhalb der Familie zu verwerthen war, und was direkt in der Gesellschaft keinen Markt gefunden hätte. Brach die eine oder andere im äußersten Falle mit der Familie, welcher sie durch ihre Geburt angehörte, so blieb ihr nicht viel anderes übrig, als sich als Dienstmädchen, Aufwartefrau zc. wieder einer fremden Familie anzuschließen. Ganz besonders in der guten alten Zeit kam sie durch den Tausch in eine ebenso absolute Vormüßigkeit wie die, welcher sie sich entziehen wollte, ja die ihr oft härter fühlbar als die alte war, welche bedeutend durch Gefühle der Liebe, Sympathie gemildert werden konnte. Allerdings hatte sie den einen Vortheil errungen, ihren Herrn eventuell leichter und schneller wechseln zu können. Zwar ward dieser Vortheil durch den drohenden Hunger oft illusorisch gemacht, aber doch bedeutete er im Prinzip einen Fortschritt für die persönliche Bewegungsfreiheit und Selbstverantwortlichkeit der Frau.

Gerade aber weil der Ausweg, welcher dem Mädchen im Falle eines Konfliktes zwischen sich und der Familie zu Gebote stand, keine oder nur eine geringe reelle Veränderung ihrer Lage bedeutete, so schauten die meisten vor einem äußersten Auflehnen gegen die Familie zurück. Kam es zu einem Zusammenprall — ganz gleich auf wessen Seite das Recht war — so war es doch fast stets die Familie, welche triumphirte, triumphirte Kraft der ökonomischen Bedingungen, welche das Mädchen für seine Existenz an die Familie banden. Aber überhaupt that die Erziehung, welche von der frühesten Jugend an sich in einer bestimmten Richtung bewegte, das Ihrige. Den wenigsten Mädchen kam es in den Sinn, sich gegen die Autorität der Familie zu empören, sobald sie dieselbe als ein Hinderniß für ihre Entwicklung oder ihre Reigungen empfanden.

Am ehesten geschah dies noch, wenn es sich um eine beabsichtigte Verheirathung handelte, über die die Ansichten des Mädchens und der Familie auseinander gingen. Gerade in diesem Falle zeigte es sich am schroffsten, wie schattenhaft wenig Selbstbestimmungsrecht das Mädchen besaß, und wie die Familie als ökonomische Herrin mit Rücksicht auf die Besitzverhältnisse verfügte. Bei so und so vielen wilden Völkern erwarb und erwirbt der Mann die Frau durch Kauf von den Eltern, welche die lebendige Waare eventuell zurücknehmen. Bei den zivilisirten Völkern geht der Handel nicht in seiner nackten Brutalität vor sich, aber trotz aller Schönfärberei ist in den meisten Fällen die Ehe nichts mehr und nichts weniger als ein Handel, der zwischen Mann und Familie abgeschlossen wird, und in welchem das Mädchen die passive Rolle einer Waare spielt. Meist ist es nicht das Mädchen, welches sich den Gatten wählt, sondern die Familie thut dies für dasselbe.

Allerdings läßt man zuweilen den Schein einer freien Wahl auskommen, die aber insofern bloße Spiegelfechterei ist, als die Familie im Voraus bestimmte, welche Männer mit ihren Töchtern verkehren konnten. Die Wahl ward dadurch zu einer Zwangswahl, denn das Mädchen kannte nur den ihr prädestinirten Mann und höchstens noch etliche Popanze, welche diesem zur Folie dienen sollten. Die Familie selbst ward bei ihrer Auswahl im allgemeinen von den Besitzverhältnissen, der sozialen Stellung des Freiers bestimmt. So ward das Mädchen ohne Selbstbestimmungsrecht aus wirtschaftlichen Motiven in die Ehe gestoben, die in ökonomischer Beziehung eine Lebensfrage für sie ward: sie war der Markt, auf dem sie ihre Arbeitskraft für Lebenszeit und um den Preis lebenslänglichen Unterhalts verkaufte.

Aber die Gefühle lassen sich nicht immer regeln wie der Schlag der Pendeluhr, und so kamen gerade hinsichtlich der Frage der Verheirathung die meisten Konflikte zwischen der Familie und den „wohlerzogensten“ Mädchen auf. Jedoch auch in dem Falle war es meist die Familie, welche Siegerin blieb. Das Mädchen mußte „vernünftig werden“, es mußte sich den praktischen Gründen in bezug auf die Existenzfrage fügen, es resignirte sich, und wenn es, wie Heine sagt, „nicht haben konnte, den sie liebte, so liebte sie eben, den sie hatte“, oder sie redete sich das wenigstens ein. So kamen und kommen jene Alltagschen zusammen, ohne Neigung, ohne Freude, in denen die Gatten wie zwei in das gleiche Joch gespannte Zugthiere neben einander herrabren und Kinder zeugen, weil es von der Natur „schon einmal so hergebracht ist.“

Arbeiter und Parteigenossen!

Tretet beim bevorstehenden Jahreswechsel eifrig für die Verbreitung der „Berliner Volks-Tribüne“ und der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“, ein.

Schnitzel.

Nicht was man die Jugend mit Worten lehrt, sondern was dieselbe tagtäglich vor Augen sieht und man ihr vorlebt, wird den Haupteinfluss auf ihr Willensleben, ihre Neigungen und Gewohnheiten, ausüben.

Dr. Referstein, Volkserziehung und Staatspädagogik.

Die moderne Gesellschaft will im Laumel der Vergnügungen häufig den letzten Becher leeren; sie hört schon im Korridor die marmornen Tritte der neuen Götter, welche, ohne anzuklopfen, in den Festsaal eintreten werden und die Tische umstürzen.

Heine.

Vergangenheit und Zukunft.

Zwei Kampfpfeile stechen im Feld der Gegenwart, Gewaffnet jede mit besond'rer Waffenart.

Wie heißen die Parteien und warum der Streit? Die Zukunft heißen sie und die Vergangenheit.

Die kämpfet für's Bergehen und jene für das Werden.

Wer prophezeit, wie es mit ihnen wird auf Erden?

In ihrem Namen ist der Ausgang prophezeit:

Nie vor der Zukunft stand hält die Vergangenheit.

Rückert.

Der Mensch wird in dem Maße größer, als er sich selbst und seine Kunst (sein Können) kennen lernt. Gebt dem Menschen das Bewußtsein dessen, was er ist, und er wird bald lernen zu sein, was er soll.

Schelling.

Man muß sein Glaubensbekenntnis von Zeit zu Zeit wiederholen; aussprechen, was man billigt, was man verdammt; das Gegenheil läßt es ja auch nicht daran fehlen.

Goethe.

Wer uns Gewalt antut, macht uns nicht Geringeres als die Menschheit freitig; wer sie feigerweise erkeidet, wirft seine Menschheit weg.

Schiller.

Die Ueberzeugung ist des Mannes Ehre —

Ein goldenes Vließ, das keine Fürtterhand

Und kein Kapitel um die Brust ihm hängt.

Die Ueberzeugung ist des Kriegers Fahne,

Mit der er, fallend, nie unruhig fällt.

Der Aermste selbst, verlor in der Masse,

Erwirbt durch Ueberzeugung sich den Adel.

Ein Wappen, das er selbst zerbricht und schändet,

Wenn er zum Lügner seiner Meinung wird.

Guyfrow.

Die lächerlichste und gedankenloseste Anschauung ist die, welche die ganze deutsche Sozialdemokratie für das Produkt der raffinierten Redekunst einiger gewissenloser Agitatoren oder alle Sozialdemokraten für Wassermaische Gestalten hält.

Prof. Adolf Held.

Aus der Welt der Produktion und Technik.

Ueber die technischen Einrichtungen der Kieler Schiffswerft brachte die „Matzig“ einen längeren Artikel. Wir lesen da u. a.: Wir haben in der Ketten-Probiranstalt ein Stück der Ankerleiste des Panzerschiffs „Deutschland“ probirt, welches in die Ketten-Zerreibmaschine von 250 Tonnen Zugkraft eingespannt wurde (1 Tonne = 20 Zentner oder 1000 Kilogramm) und von der hier ein Glied bei einem Zug von 27 Kilo auf den Quadratmillimeter mit einem Knall zersprang. Eine andere, speziell nur dem Kriegsschiffbau dienende Einrichtung ist die Panzerplatten-Biegemaschine. Die Panzerplatten werden in Größen von 4 bis 1 1/2 Meter etwa in verschiedenen Stücken seitens der Dillinger Hüttenwerke geliefert, sie müssen vor ihrer Anbringung am Schiffsrumpf erst in besondere Form gebogen werden, und dies geschieht in den Panzerplatten-Biegemaschinen vermittelst hydraulischer Kraft. Ein Druck von 2600 Tonnen Gewalt, d. i. 52 000 Zentner, giebt vermittelst geeigneter geformter Unterlage der starren Platte mit einer Leichtigkeit die gewünschte Gestalt, als wenn es sich um die Biegsamkeit einer dünnen Bleifolie handelte; dabei sind die mit dieser Kraft bearbeiteten Platten 250 Millimeter dick, die volle Leitungsfähigkeit dieser Maschinen, 4200 Tonnen Druckkraft (84 000 Zentner) reicht für die schwersten zur Verwendung kommenden Panzerplatten aus. Die Werkstätte des Maschinenhauses hat 3300 Quadratmeter Grundfläche, ist fünfgeschiffig mit Oberlicht aufgebaut und reicht in ihrem Mittelbau zur bequemen Montage der größten Schiffsmaschinen der Welt aus. Was dies bedeutet, möge man daraus ersehen, daß die Dampfzylinder der Maschine des Panzerschiffes „Deutschland“, die im Verhältnis zu der Gesamtheit der Maschinenanlage nur einen kleinen Raum einnehmen, in ihrem liegenden Zustande eine solche Weite des Cylinders haben, daß ein mit voller Ausrüstung versehener Mann der Garde du Corps im Stande ist, ohne oben anzustößen, hoch zu Ross durch diesen Cylinders hindurchzureiten. Dieselben sind 320 Centimeter weit und produzieren die Kleinigkeit von je 2400 Maschinenpferdekraften. Im oberen Theile der Maschinenhalle ist ein auf schweren Schienen rollender Lauftrahn von 30 Tonnen (600 Zentnern) Tragfähigkeit sowie ein kleinerer von 10 Tonnen angebracht, vermittelst deren schwere Maschinentheile leicht transportirt werden können. Selbstverständlich werden alle Werkzeug- und Arbeitsmaschinen von einer Zentralstelle aus mittels starker Dampfmaschinen getrieben, an den neuesten und bewährtesten Maschinen zur Bearbeitung der Werkstücke ist kein Mangel, über hundert derselben sind hier in fast unausgesetzter Thätigkeit.

Amerikanischer Mühlen-Großbetrieb. In Duluth ist nach dem Fachblatt „Deutscher Müller“ kürzlich die Imperialmühle in Betrieb gesetzt worden, die die größte der Welt werden soll, wenn sie völlig ausgebaut sein wird. Die Mühle ist im Besitze einer Aktiengesellschaft, enthält eine Dampfmaschine von 1600 Pferdekraften, 52 Walzenstrahlen, wovon 18 doppelte. Eine besondere Lichtanlage liefert das nöthige Licht, 1100 Sprührohrbräuen sollen Brände verhindern. Jetzt stellt die Mühle 2000 Faß Weizenmehl in 24 Stunden her, nach dem Ausbau jedoch 5000! In der Mühle läuft ein Lederrriemen von 1/10 Meter Breite, 78 Meter Länge und legt in der Minute einen Weg von

1020 Meter zurück, dabei 3 Wellen treibend, nämlich von der treibenden Scheibe nach dem Dache, dann in's 4. Stockwerk hinunter, hierauf zurück in's 5. und dann über eine Rolle nach der Scheibe im Erdgeschoß zurück. 4 Stahldampfessel sind vorläufig eingebaut, die 15 Tonnen (300 Zentner) Kohle per Tag brauchen.

Zur Beachtung!

Es ist neuerdings mehrfach von Vereinen, Bezirken u. s. w. beschlossen worden, die bisher erschienenen Jahrgänge der „Volkstribüne“ ihrer Bibliothek einzubereichern. In unserem Bedauern mußten wir alle diese Bestellungen unerfüllt lassen, weil die Mehrzahl der früheren Nummern vollständig vergriffen war.

Wir bitten nun alle, die vom nächsten Jahreswechsel ab ein

vollständiges Exemplar reservirt

wünschen, uns dies umgehend mitzutheilen. Wir werden dann bei jeder Nummer sofort die entsprechende Zahl von Exemplaren zurücklegen. Nur Bestellungen, die vor dem 1. Januar eingehen, können sichere Erledigung erwarten. Wir berechnen das Halbjahr mit M. 250.

Gebundene Exemplare — die vielfach gewünscht wurden — sind wir nicht in der Lage zu liefern.

Die Postabonnenten unseres Blattes

erinnern wir daran, ohne Säumen und vor Monatschluß ihr

Abonnement zu erneuern,

Post-Zeitungs-Katalog für 1889 Nr. 867.

Preis pro Quartal M. 1,50

das sonst von der Post als erloschen betrachtet wird. Erst nach dem Monatschluß eingegangene Bestellungen sind mit unnützen Kosten und Arbeits- und Zeitvergeudungen verbunden — ganz abgesehen davon, daß eine Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern oft gar nicht mehr erfolgen kann.

Die Kreuzbandabonnenten

bitten wir — wo es irgend angeht, vom 1. Januar an direkt von der Postanstalt zu beziehen.

Die Bestellungen müssen hier vor Monatschluß bewirkt werden und können bei allen Postanstalten des Reiches erfolgen (unter Nr. 867 der Zeitungspreisliste für 1889).

Die Zeitung muß dann bei der betr. Postanstalt abgeholt werden. Gegen 15 Bfg. Aufgeld pro Quartal liefert aber der Briefträger auch frei in's Haus.

Wo Kreuzband aus besonderen Gründen weiter gewünscht wird, erbitten wir umgehende Nachricht; sonst nehmen wir an, daß direkte Bestellung bei der Post erfolgt ist und senden daher vom 1. Jan. ab nicht weiter.

Der Verlag der „Berliner Volks-Tribüne“.

Schröder's Restaurant,

Bahnhofstr. 2, Braunschweig.

Empfeht seine Lokalitäten, ff. hiesige und fremde Biere, sowie kräftigen Mittagstisch.

Wilh. Weyland,

Materialien-, Cigarren- u. Flaschenbierhandlung.

Reichenstraße 22, Braunschweig.

Sumatra-Decke
à Pfd.
2 Mark
2 Pfd. Deckkraft, ebenso
alle übrigen Sorten
Rohtabake zu besonders billigen Preisen empfiehlt
W. Lindenstädt,
Landsbergerstr. 72,
Brunnenstr. 134.

Empfehle meinen werthen Freunden und Genossen sowie den Lesern dieses Blattes mein

Cigarren-Geschäft.

Carl Lehmann.

Brunnenstr. 83, dicht am Humboldthain

Hasenclever's Vermächtniß!
Verlag von C. Thiele in Leipzig.
Illustrirt

Deutscher Jugendschatz.

Schönstes Weihnachts-Geschenk für deutsche Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen. Pracht-Ausgabe M. 2, billigere Ausgabe ebenfalls eleg. geb. M. 1,50.

Empfehle meinen Freunden und Genossen meine

Destillation.

Weiland,
Weberstraße 66.

Berliner Arbeiter-Bibliothek.

Soeben erschien:

Heft 8:

Die wirthschaftlichen Umwälzungen unserer Zeit

und die

Entwicklung der Sozialdemokratie.

Von Max Schippel.

32 Seiten. Preis 15 Pfennige.

Heft 9:

Die Marx'sche Werththeorie.

Zur Einführung in das Studium von Marx.

Von Paul Fischer-London.

52 Seiten. Preis 20 Pfennige.

Zu beziehen durch die bekannten Kolporteurs und Expeditionen. — Von 10 Exemplaren an Preisermäßigung.

Zahlreichen Bestellungen entgegengehend

Der Verlag der Berliner Volks-Tribüne.

Berlin 80., Oranienstr. 23.

Albert Auerbach,

Berlin 8., Kottbuser Damm 7.

Schuh- und Stiefel-Lager

für Herren, Damen und Kinder.

Reelle Bedienung. — Feste Preise.

Wendt's Restaurant

Dresdenerstraße 116.

Inh. W. Gründel.

Arbeitsnachweis für Maler, Tischler, Schlosser, Buchbinder, Drechsler, Töpfer, Möbelpolierer und Sattler.

Reichhaltiger Frühstück-, Mittag- und Abendstisch.

Speisen à la carte zu jeder Tageszeit, sol. Preise.

Borzügliches Weiß- und Vairisch-Bier.

2 franz. Billards und 2 Regelbahnen stehen zur Verfügung.

Berlin S., City-Passage, Laden 14, Dresdenerstr. 52/53

Buchhandlung für Arbeiter.

34 Bücher besonders:

1. Sämmtliche Werke aus dem Verlage von J. G. M. Ditz in Stuttgart.
2. Berliner Arbeiterbibliothek.
3. Rufe für den Arbeiter wichtigsten Gesetze in den verständlichsten Ausgaben.
4. Zeitgeschichten.
5. Billige und gute Conversations-Quizze und Fremdwörterbücher.
6. Populäre naturwissenschaftliche Werke.
7. Moderne realistische Romane und Dramen von: Jola, Landet, Gencourt, Mannefont, Jöfen, Hjalmar, Kelland, Strindberg, Tropp, Garborg, Dehjoemst, Iohol, Turgenieff, G. Hauptmann, R. Rautsky u. a. m.
8. Die Arbeiter. Theilungung gekattelt.

Jedes Buch wird auf Wunsch schnell besorgt. Einrichtung ganzer Bibliotheken für Arbeiter. Verbands nach auswärts franco. Colporteurs hoher Rabatt.

R. Baginski, Buchhandlung, City-Passage.

C. Wildberger

Tapezirer u. Dekorateur.

Kommandantenstr. 60,

empfeht sich zur Anfertigung von Polster- und Dekorationsarbeiten. Garnituren und Sophas stets zur Ansicht bereit.

Im Verlage der „Schlief. Nachr.“ von Joh. Maxara, Breslau, Holsteistr. 31, ist erschienen das gut ausgeführte Porträt der Grabstätte

Ferdinand Lassalles

Preis 50 Pf.

Wiederverkäufer bedeutenden Rabatt. Wir bitten um zahlreiche Bestellung.

Als junger Anfänger ich mich stets freu,

Erhalte ich Bestellung auf Reparaturen wie

neu.

Ein Schuhmacher, und Fritz Ebert heiß

Wohne: Schönhauser Allee (vorn im Keller) 135



Die seit 1877 bestehende, weitbekannte

Uhrenfabrik

VON

Max Busse

157. Invaliden-Strasse 157,

neben der Markthalle.

verkauft jetzt sämmtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen. Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet.

Grosse Abschlüsse mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten ermöglichen derselben Firma den Verkauf von

Gold-, Silber-, Granaten- u. Korallenwaaren

zu fabelhaft billigen Preisen.

Spezialität: Ringe.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.

Hierdurch zeige ich meinen geehrten Kunden an, daß sich jetzt meine

Buchhandlung und Buchbinderei in der

Mariannenstr. 34, part.,

R. Kohlhardt.

befindet.